

PAUL INGENDAAY

Entscheidung in Spanien

Der große Kampf der Literatur
1936–1939

UNKORRIGIERTE LESEPROBE

Jegliche Form der Berichterstattung
vor Ablauf der Sperrfrist am 20. März 2026
ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung
des Verlags C.H.Beck erlaubt.

Vielen Dank für Ihr Verständnis.

C.H.BECK



Über den Autor

Paul Ingendaay, geboren 1961 in Köln, gehört zu den elegantesten Federn des deutschen Feuilletons. Er schreibt seit 1989 für die «Frankfurter Allgemeine Zeitung», von der er 1998 als Kulturkorrespondent auf die Iberische Halbinsel mit Sitz in Madrid entsandt wurde. In dieser Funktion hat er sich fünfzehn Jahre lang mit der Geschichte, Kultur und Literatur Spaniens befasst und zahlreiche Stücke über das Nachleben des Bürgerkrieges geschrieben. Seit 2016 wirkt er für das Feuilleton der FAZ als Europakorrespondent. Paul Ingendaay hat auch als Schriftsteller eine Reihe von Werken vorgelegt, darunter den Roman «Warum du mich verlassen hast» (2006) und die Erzählungen «Die Nacht von Madrid» (2013). Er ist außerdem einer der Herausgeber der Werkausgabe von Patricia Highsmith bei Diogenes sowie Verfasser der höchst erfolgreichen «Gebrauchsanweisung für Spanien» und der «Gebrauchsanweisung für Andalusien» im Piper-Verlag. Für seine Texte wurde er wiederholt ausgezeichnet, darunter mit dem Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik (1997), dem «aspekte»-Preis für Literatur und dem Niederrheinischen Literaturpreis der Stadt Krefeld (beide 2006). Sein Roman «Warum Du mich verlassen hast» war für den Preis der Leipziger Buchmesse in der Sparte Belletristik nominiert. Mit «Entscheidung in Spanien. Der große Kampf der Literatur 1936–1939» hat Paul Ingendaay sein erstes erzählerisches Sachbuch geschrieben – die fesselnde Summe einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit dem Spanischen Bürgerkrieg und das grandiose Portrait einer ganzen Generation von Kämpferinnen und Kämpfern für die Freiheit und gegen den Faschismus.

Über das Buch

DER SPANISCHE BÜRGERKRIEG begann am 17. Juli 1936 und endete am 1. April 1939. Aber er ist alles andere als ein ferner Krieg. Unzählige Bücher, Filme und Graphic Novels erzählen von seinen wichtigsten Episoden, sei es der Einsatz der Frauenmilizen, die Bombardierung des Städtchens Guernica durch die deutsche Luftwaffe oder die heroische Verteidigung von Madrid durch Bataillone von Kellnern und Friseuren. Selten geht es dabei um den militärischen Verlauf des Krieges, der als Putsch begann, eine soziale Revolution auslöste und in eine fast vierzig Jahre währende Diktatur mündete. Fast immer geht es um die großen Emotionen der Republikaner, um Kampfgeist, Opferbereitschaft und Idealismus.

Die Schwarzweißbilder, die davon erzählen, gehören zu den fotografischen Ikonen des 20. Jahrhunderts. Wie kein anderer Konflikt hat der Spanische Bürgerkrieg – der erste, in dem moderne Bildmedien eine herausragende Rolle spielten – unsere Vorstellung von der heroischen Niederlage geprägt. Und er gehört zu den ganz wenigen Kriegen, deren Geschichte die Verlierer geschrieben haben: als Gegengeschichte zu einem Aufstand rechter Generäle, die das Leid eines ganzen Landes in Kauf nahmen.

Gerda Taro, die mutige deutsche Fotoreporterin, die mit 26 Jahren an der Front starb, ist ein Beispiel dafür. Auch George Orwell, der in Spanien die Abgründe des Totalitarismus entdeckte. Ernest Hemingway, der mit *Wem die Stunde schlägt* einen der populärsten Romane der Moderne schrieb. Martha Gellhorn, Autorin mitreißender Kriegsreportagen aus dem bombardierten Madrid. Robert Capa, der mit dem «Gefallenen Soldaten» das berühmteste Kriegsfoto der Geschichte schoss. Arthur Koestler in der Todeszelle von Sevilla. Oder Pablo Picasso, der mit *Guernica* das bedeutendste Gemälde des 20. Jahrhunderts schuf. Und die vielen Frauen und Männer des Exils, die nach der spanischen Katastrophe in

Südfrankreich interniert wurden, in Hitlers Lager gerieten oder den Rest ihres Lebens, entwurzelt, in der Fremde verbringen mussten.

Es gibt einen Grund, weshalb die Geschichte der Sieger in diesem Buch keine große Rolle spielen wird. Sie ist nicht aus sich heraus, sondern nur als Ursache und Zerstörungsenergie interessant. Francisco Franco schuf nach seinem Sieg 1939 einen Staat, der eine autoritäre Ideologie mit äußerster Rachsucht gegenüber den geschlagenen Republikanern verband. Weil sein politisches Projekt repressiv, antimodern und phrasenhaft war, fiel es mit dem Tod des Diktators 1975 sofort in sich zusammen. Heute ist vom Franquismus nichts mehr übrig. Sein physisches Erbe beschäftigt Spanien aber noch immer: Über das ganze Land verteilt liegen in Massengräbern Tausende Tote, die auf ihre Exhumierung warten.

Die Zweite Spanische Republik, die Franco vernichtet hat, wird dagegen noch heute, ihren Defiziten zum Trotz, als unerfülltes Versprechen betrauert. Der Kampf um die Verfassung von 1931 und gegen den heraufziehenden Faschismus der dreißiger Jahre lockte unzählige Menschen nach Spanien. Für die Verteidigung dieses Landes zu kämpfen war *the last great cause*. Eine internationale Solidarität wie damals hatte es in der Geschichte noch nie gegeben – nachzulesen nicht nur bei Orwell und Hemingway, sondern auch bei Egon Erwin Kisch, Simone Weil, Manuel Chaves Nogales, Alfred Kantorowicz, Miguel Hernández, bei Heinrich und bei Thomas Mann. Ihre politischen Spuren sind bis heute sichtbar.

Die Teilnehmer an diesem Krieg kamen aus sechzig Ländern der Erde. Es waren Künstler, Dichter, Intellektuelle, Emigranten, Verfolgte, Idealisten und Abenteurer, es waren Helfer und Krankenschwestern, Reporterinnen und Fotografen. Manchmal mit der Waffe, manchmal ohne, verteidigten sie in einem fremden Land die Demokratie.

Wen und was sie genau verteidigten, war ihnen dabei nicht immer klar. Und «Demokratie» hieß damals nicht dasselbe wie heute. Einige dieser Menschen starben, andere wurden verraten und desillusioniert. Doch viele von ihnen bezeichneten die Zeit an der spanischen Front als die wichtigste ihres Lebens. Dieses Buch erzählt ihre Geschichte.

Inhalt

	Prolog
Eins	1936
Zwei	1937
Drei	1938
Vier	1939
	Epilog
	Abspann
	Danksagung
	Anmerkungen
	Literaturverzeichnis
	Bildnachweis
	Register



Mit ihrem legendären Ausspruch «¡No pasarán!» («Sie werden nicht durchkommen!») rief die kommunistische Politikerin Dolores Ibárruri («La Pasionaria») im Juli 1936 zum Widerstand gegen den nationalistischen Umsturz auf. Der Satz wurde zum Schlachtruf der republikanischen Verteidiger Madrids und zum Symbol des Kampfes gegen den Faschismus. Die Hauptstadt fiel im März 1939.

PROLOG

An der spanischen Front, Juli 1938

Thomas Manns Kinder und der antifaschistische Kampf

Freunde haben ihnen heftig davon abgeraten, nach Spanien zu reisen. Seit zwei Jahren herrscht Bürgerkrieg, und das Land ist in zwei Machtzonen zerschnitten. Es hat schon viele Tausend Tote gegeben und eine Brutalisierung, von der sich junge Deutsche keinen Begriff machen können. Unvorstellbare Grausamkeiten wurden begangen, Massenerschießungen auf beiden Seiten.

«Ihr kommt zu spät, es ist fast alles verloren!»

Das sagen ihnen Menschen, die es gut mit ihnen meinen.

«Ihr werdet nur Auflösung und Chaos vorfinden!»

Doch Erika Mann, 32 Jahre alt, und ihr Bruder Klaus, 31, können sich nicht damit zufriedengeben. Die ältesten Kinder des Schriftstellers Thomas Mann, der im Begriff ist, die Schweiz zu verlassen und ins amerikanische Exil zu gehen, wollen den Spanischen Bürgerkrieg mit eigenen Augen sehen. Als Europäer und Antifaschisten sind sie es sich schuldig, ihre Loyalität mit der Spanischen Republik zu zeigen. Sie glauben, dass ihre Freunde den Mut verloren haben. Für ihr eigenes Leben, finden sie, ist das nicht hinnehmbar. «Erstaunlich groß ist der Unterschied zwischen wissen und kennen», schreiben sie später, «zwischen lernen und erleben, zwischen ›jahrelang sehr, sehr viel darüber gelesen haben‹ und ›einmal drei Wochen lang dort gewesen sein‹.»¹

Also nehmen Erika und Klaus Mann, eng verbunden wie Zwillinge, die Einladung europäischer Zeitungen an. Ausgestattet mit den nötigen Papieren, treten sie am 24. Juni 1938 ihre gefährliche Reise an. An den

katalanischen Pyrenäen überqueren sie die französisch-spanische Grenze. Und schon dort wird ihnen klar, «wie sehr die entmutigten Freunde sich irren». In den spanischen Gesichtern entdecken sie «selbstbewusste Gelassenheit». Ausgeschlossen, dass sich diese Haltung fingieren lässt, so tritt nur auf, wer sich seiner Sache sicher ist. «Man beobachtet wohl am wachsamsten und am schärfsten, wenn man mit dem ganzen Herzen beteiligt ist», schreibt Klaus im allerersten der Artikel, die wenige Wochen später als Sommerserie im deutschen Exilblatt *Pariser Tageszeitung* erscheinen. Die Geschwister prüfen die Mienen ihrer Gegenüber, lauern auf Zeichen der Niedergeschlagenheit oder Verzweiflung. Doch keine Spur davon. Die jungen Spanier, denen sie begegnen, heben die Faust zum Rotfront-Gruß, und manchmal lachen sie sogar. Erika und Klaus sind in ein Land gekommen, das sich nicht geschlagen gibt.

Auf dem Weg nach Barcelona wechseln sich Bilder der Zerstörung und verblüffender Normalität ab. Bomben aus deutschen und italienischen Flugzeugen haben Häuser in den katalanischen Dörfern vom Dachstuhl bis zu den Grundmauern aufgerissen. Die Geschwister schauen auf die schockierend bloßgelegte Intimität nackter Zimmer ohne Wände, auf zerborstenes Mobiliar, den Rest einer Tapete. Die Menschen, die hier einmal gelebt haben, sind nicht zu sehen. Sind sie gestorben? Geflohen?

Kurz darauf, die Straße führt am Meer entlang, sehen sie am Strand Badende und werden fast ein bisschen neidisch. Diese befremdliche Sonntagsnormalität! Wieder ein wenig später erblicken sie aus dem Autofenster ein Bahngleis, daneben ein ganzes Regiment junger Männer in Badehosen, einige tragen ihre Matrosenmütze auf dem Kopf. Eine lustige Geste ausgelassener Militärs, bevor es wieder in den Krieg geht.

In den ersten Stunden auf spanischem Boden bringen Klaus und Erika Mann die verschiedenen Eindrücke nicht zusammen. Sie wissen, wie dramatisch der Bürgerkrieg ist, welche Verheerungen er dem Land gebracht hat. Aber die Not der letzten beiden Jahre, soviel steht fest, hat den Spaniern nicht die alltäglichen Freuden verdorben.

Erika und Klaus Mann bleiben drei Wochen in Spanien, und fast alles beeindruckt sie. Die drei größten Städte des Landes sind nach zwei Jahren Bürgerkrieg immer noch in der Hand der Republik. Barcelona erleben die Geschwister als heiter, mit einer Beimischung von Trotz, denn die

Zeiten in der bombardierten Stadt sind außerordentlich hart. Die überfüllten Trambahnen mit großen Menscentrauben, die draußen hängen, weil es wenige Autos und kaum noch Benzin gibt. Die Verelendung, die Schlangen vor den Läden, der Mangel an Zigaretten, unter dem vor allem die Männer leiden.

Ablenkungen sind also wichtig. Am Nachmittag gibt es im kriegsgeschüttelten Barcelona Tanz. Die Bevölkerung drängt ins Freie, Theater und Kinos sind gut gefüllt. Ausländern fällt auf, wie sorgfältig und erfindungsreich sich die Frauen zum Ausgehen zurechtmachen, wie wichtig das Erscheinungsbild ist. Der spanische Außenminister Julio Álvarez del Vayo bestätigt den Gästen aus Deutschland, der Bombenterror aus der Luft habe sein Ziel, die Bevölkerung von Barcelona zu zermürben, nicht erreicht. Im Gegenteil. In allen Schichten seien «der Wille zum Widerstand, die Erbitterung und der Trotz» gewachsen.

Erika und Klaus Mann sind in ihrem Leben viel unterwegs gewesen, und eine vertraute Erfahrung machen sie auch hier: Die Dinge sind meistens anders, als sie von der Presse kolportiert werden. Das franquistische Propagandamärchen, die Zweite Spanische Republik lasse die Kunstschätze der Nation vor die Hunde gehen oder verscherbele sie an die Sowjetunion im Tausch gegen Bomben, können sie nach einem Treffen mit einem Experten in Valencia, aber auch durch Gespräche in Madrid entkräften. Der Prado, den deutsche und italienische Bomber schon im Herbst 1936 sinnlos unter Feuer genommen haben, ist nicht leer, sondern voller Kunstwerke, die verschalt und verpackt auf ihren Abtransport an einen sicheren Aufbewahrungsort warten. Mehr als fünfzig Bilder von Goya, Werke von El Greco, Tizian, Velázquez, Dürer und Breughel. Dies waren einmal die königlichen Sammlungen, aus denen 1819 Spaniens größte Pinakothek hervorging.

Nur Picassos *Guernica*, die Bebilderung des verheerenden Bombenangriffs der Legion Condor auf ein baskisches Städtchen im Vorjahr, hat noch nie über spanischem Boden gehangen, nicht in Madrid, nicht in Barcelona. Erstmals ausgestellt im Sommer 1937 auf der Weltausstellung in Paris, hat Picasso sein monumentales Gemälde nach der Expo gleich wieder eingeroht, um es in den Jahren darauf an internationale Museen in Skandinavien und England auszuleihen. Klaus und Erika haben es noch nie gesehen.

Die tiefste Erfahrung der Reise hat mit dem Militärischen zu tun, der Sache, von der die Geschwister am wenigsten verstehen. Als Linke sind Erika und Klaus Mann Pazifisten und haben sich bis dahin immer für Abrüstung ausgesprochen. Aber so lässt sich nach dem Erstarken des Faschismus nicht mehr argumentieren. Die früheren politischen Überzeugungen sind Theorie. Was sie jetzt vor sich sehen, ist die Realität. In diesem Stück Spanien, auf seinen Wiesen und Hügeln wird «für die großen Ideen der Menschheit» gekämpft, schreiben sie, für «Freiheit, Wahrheit und Würde».

Dass auch dafür gestorben wird, ist ihnen sehr bewusst. Eben deshalb folgen sie ihrem solidarischen Gefühl. «Kampf, es wird gekämpft, wir kämpfen. Hier wird nicht gekuscht, nicht verschleiert, nicht gelogen und feige zurückgewichen. Hier wird nicht akzeptiert, was gegen Recht und Anstand geht.»² Im Zug haben Erika und Klaus Mann darüber nachgedacht, warum sie mit dem Herausziehen des rechten Totalitarismus für den bewaffneten Widerstand sind. Weil ein Volk überfallen wurde, das sich zur Wehr setzen muss. Deshalb. Weil der freche Gegner faschistische Waffenhilfe erhält. Weil die Demokratie in ganz Europa bedroht ist. Am Beispiel Spaniens finden Klaus und Erika Mann ihre Begründung für den gerechten Krieg.

Auch Hans Kahle, 39 Jahre alt und Kommandant der 45. Sturmdivision der Internationalen Brigaden, Hitler-Gegner und Mitglied der KPD, hat sich bis vor wenigen Jahren noch als Pazifist bezeichnet – trotz oder gerade wegen einer frühen militärischen Laufbahn. 1933 erhält er in der Schweiz politisches Asyl, ein Jahr darauf muss er nach Frankreich weiterziehen, nun als Journalist und politischer Aktivist, der vom Pariser Komintern-Büro aus maßgeblich am Aufbau der Internationalen Brigaden beteiligt ist. Im Herbst 1936 geht er selbst nach Spanien, um als Oberstleutnant Kommandeur der XI. Internationalen Brigade zu werden. Berühmt wird sie bei der Verteidigung von Madrid im November 1936. Durch die Wertschätzung von Ernest Hemingway, in dessen Roman *Wenn die Stunde schlägt* er ebenfalls auftauchen sollte, war Kahle einer der bekanntesten deutschen Offiziere in Spanien. Als Klaus und Erika Mann ihn kennenlernen, hat er den Oberbefehl über 14 000 Mann an der Ebro-Front.

Doch es ist noch viel mehr, was Hans Kahle den Geschwistern vermittelt. «Er ist Deutscher, wie wir, Emigrant, wie wir, Intellektueller, wie wir, Demokrat, wie wir, Pazifist, wie wir.» Er ist genau das, kurz gesagt, was die Manns wären, wenn sie eine militärische Laufbahn eingeschlagen hätten. Hans Kahle ist ein Mensch, den die Umstände zwingen, das schmutzige, aber notwendige Geschäft des Krieges zu erledigen.

Außerdem ist er überaus attraktiv – groß, blond, «die Nazis wären stolz, er gehörte zu ihnen». Hinweise darauf, dass sich Erika Mann möglicherweise in ihn verliebt hatte, lassen sich in der Schilderung finden, die die Geschwister in ihrem später erschienenen Buch von ihm geben. Kahle vereinige, so heißt es dort, «den gelockerten Charme, die freundliche Gesittung des kultivierten und gescheiterten Zivilisten mit der Unbedingtheit und Einsatzbereitschaft des Menschen, der erkannt hat: es ist besser, kämpfend zu sterben, als zu leben ohne die Freiheit.»³ Eine anziehendere Mischung aus Feingeist und Militär ist schwer denkbar.

Einige Tage lang dürfen Klaus und Erika Mann Frontluft schnuppern. Als nachts der kreisende Suchscheinwerfer des Gegners auf der anderen Seite des Ebro-Flusses ihre Körper erfasst und für einen Augenblick in gleißendes Licht taucht, erleben sie sogar echte Gefahr. Jetzt könnten Schüsse fallen. Zuvor haben sie detonierende Bomben gehört, nicht ganz nah, aber auch nicht so fern, dass sie sich entspannen könnten.

Am Abend, bei der gemütlichen Runde im Quartier, legt Hans Kahle die Lieder von Ernst Busch auf, die vom spanischen Krieg handeln. Der Berliner Kommunist und Bühnenkünstler ist schon seit mehr als einem Jahr bei den Internationalen Brigaden und hat mehr als fünfzig Auftritte im Programm von Radio Barcelona absolviert. Er geht an die Lagerfeuer und singt für die kämpfende Truppe, manche Lieder auch auf Spanisch. Nein, Ernst Busch kämpft nicht mit dem Bajonett; seine Waffe ist die Stimme.

Die Emotionen im Raum sind mit Händen zu greifen. Diese Lieder, die von der Härte des Krieges, aber auch vom Opfermut und der Solidarität all jener erzählen, die hier für die gerechte Sache kämpfen. Gegen den Faschismus, was sonst? *No pasarán*: Sie werden nicht durchkommen!

Zum Abschied lässt ihnen Hans Kahle die Platten mit antifaschistischen Kampfliedern als Geschenk in die Unterkunft schicken. Besonders

beliebt ist Ernst Buschs Hommage an Madrid, «Mamita mía», aber auch das unter dem Titel «Die Thälmann-Kolonne» bekannte Lied «Spaniens Himmel», zu dem Paul Dessau die Musik komponiert hat:

*Spaniens Himmel breitet seine Sterne
Über unsre Schützengräben aus.
Und der Morgen grüßt schon aus der Ferne,
Bald geht es zu neuem Kampf hinaus.
Die Heimat ist weit,
Doch wir sind bereit.
Wir kämpfen und siegen
Für Dich: Freiheit!*

Gerührt nehmen die Geschwister die Platten mit und bringen sie wenige Tage später nach Küsnacht bei Zürich, wo ihr Vater schon längst Vorbereitungen für den großen Umzug trifft: In sechs Wochen kommen die Möbelpacker und bringen die bewegliche Habe zur Verschiffung an den nächsten Ort des Exils, nach Princeton, USA.

Ein Schnappschuss der deutschen Literatur: Thomas Mann auf dem Weg nach Amerika, weil Hitlers Eroberungszug auch ihn bedroht, im Begriff, Deutschlands wichtigster politischer Künstler im Ausland zu werden; und seine ältesten Kinder in Spanien, weil sie sich mit Wort und Tat gegen den rechten Totalitarismus engagieren.

Dann erklingt im Wohnzimmer des Schriftstellers die Musik, die getränkt ist von den Fronteindrücken seiner beiden Ältesten. Dort in der Schweiz, wo sonst vor allem Beethoven und Brahms aufgelegt werden, hören sie gemeinsam die «Madrider Kampfplatten» und den Kommunisten Ernst Busch, der den Soldaten im Kampf gegen Franco mit seiner kräftigen, herrlich biegsamen Stimme Mut einflößt, der die Müden aufrüttelt und die Verzagten beseelt.

«Groß der Kinder Eindruck von der spanischen Front», schreibt Thomas Mann über die gemeinsame Zeit nach dem Abendessen. «Austausch der Erlebnisse.»⁴ Und hier, auf sicherem Boden in der Schweiz, ist es eine Hommage an die Heldentaten der bedrängten Spanischen Republik: an die aufopferungsvolle Verteidigung von Madrid gegen einen viel besser ausgerüsteten Gegner. Oder den Überraschungssieg von Guadalajara im

Frühjahr 1937, der den Republikanern noch einmal Hoffnung gemacht hat. Und an die Hingabe all der namenlosen Männer und Frauen, die bereit waren, die Waffe in die ungeübte Hand zu nehmen und ihr Leben zu opfern.

Acht Monate später ist in Spanien alles vorbei.

Weitere fünf Monate später, am 1. September 1939, beginnt Hitler seinen Krieg. Und ein anderer, größerer Kampf folgt, der den früheren verdrängt und für lange Zeit vergessen macht.

1936

«So vernichtet die Gewalt jeden, den sie berührt.»

Simone Weil, *Die Ilias, oder das Gedicht
von der Gewalt*

Sommer 1936

Es liegt etwas in der Luft

Seit Monaten liegt etwas in der Luft. Es riecht nach Stahl und Zündpulver, während die Nervosität steigt, und immer häufiger gibt es Hinweise auf einen geplanten Putsch der Militärs. «Madrid leidet an einer gespenstischen Nervenkrise», schreibt Alfredo Muñoz, der Chefredakteur der Zeitung *El Heraldo*, am 14. Juli 1936.¹ Eine allgemeine Gewaltstimmung hat das ganze Land erfasst, links, rechts und in der Mitte. Wann es genau begonnen hat, wissen die Wenigsten. Aber die drückende Atmosphäre hat sich langsam aufgebaut, und jetzt spürt sie jeder.

Spanien folgt damit einer politischen Radikalisierung, die in Europa schon seit mehreren Jahren zu beobachten ist. Aber in Madrid und Sevilla, in Barcelona und Bilbao schleicht sich ein Vokabular der Todfeindschaft, der physischen Vernichtung in die Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner. Nicht nur die jungen Faschisten, die Kommunisten

und Anarchisten sprechen so, streifen sich Uniformen über, treffen sich zu Waffenübungen und grüßen einander militärisch. Auch in der Mitte der spanischen Gesellschaft erklingen in den dreißiger Jahren Appelle, die zur Auslöschung des Widersachers aufrufen. Ein Theologe spricht in seinem Buch vom «Recht zur Rebellion» und empfiehlt ausdrücklich, auch in bürgerlich-katholischen Kreisen die Doktrin der Gewalt zu verbreiten.²

In der aufgeheizten Stimmung des Frühsommers werden die Gewaltfantasien allerdings konkret. Immer häufiger ist das Wort «Bürgerkrieg» zu hören. Man spielt mit diesem Wort auf beiden Seiten, man droht damit in Wort und Schrift, und irgendwann scheint es nur noch eine Frage der Zeit, bis der Bürgerkrieg ausbricht. Jeder Streik, jeder Massenprotest bringt den spanischen Staat diesem Punkt näher. Und es gibt kaum eine Branche, die nicht im Ausstand wäre in diesen Sommerwochen 1936. In Valencia und Málaga streiken die Straßenbahnschaffner, in Salamanca die Müllmänner, in Sevilla die Metallarbeiter an den Öfen, und so geht es durch die ganze spanische Geografie. Die Schneider, die Barbieri, die Steinmetze. Die Fahrstuhlführer und Schuhputzer. Die Bauern im ganzen Land sind unzufrieden. In manchen Gegenden haben sich Tagelöhner das Land, das sie zu Hungerlöhnen bearbeiten müssen, selbst genommen, um leben zu können. In Madrid liegt die Baubranche lahm, kein Stein wird bewegt.³ Und im Parlament der Republik? In den *Cortes* schreien sich die Redner an, unterbrechen einander mit wilden Rufen, und einmal wird tatsächlich eine Pistole gezogen. Niemanden hätte es gewundert, wäre sie abgefeuert worden.

Spanien in den dreißiger Jahren

Kein Mittelweg zwischen Zurückhaltung und Gewalt

In den fünf Jahren der Zweiten Spanischen Republik, die 1931 nach dem fluchtartigen Exil von König Alfons XIII. ausgerufen und von vielen enthusiastisch begrüßt worden ist, hat es zuerst ein linkes Parteienbündnis gegeben, dann ein rechtes, das die Reformen des ersten zurückdrehte,

dann wieder ein linkes, nun aber in radikalisierte Form. In diesen fünf Monaten seit Februar 1936 stehen der linken «Volksfront» Monarchisten, Karlisten und rechtskatholische Kräfte gegenüber, bei denen die Übergänge zum Faschismus fließend sind, während die Linke eine offene Flanke zum Anarchismus aufweist. Politische Morde häufen sich auf beiden Seiten. Aber auch die beiden großen Gewerkschaften CNT und UGT – Anarchosyndikalisten und Sozialisten – bekriegen sich in diesen Julitagen, da der Streik des Baugewerbes die Hauptstadt in Atem hält, und ihre Kämpfe fordern mehrere Todesopfer.

«Wie es für ein rückständiges Land mit einem rückständigen Proletariat natürlich ist, gab es keinen Mittelweg zwischen Gewalt und Zurückhaltung», schreibt ein zeitgenössischer Beobachter.⁴ Die ständigen Toten sind ein Merkmal der Republik, die selbst zur Radikalisierung beigetragen hat. Vier Jahre zuvor schickte die Regierung nach einem beendeten Streik mehr als hundert Bergarbeiter und CNT-Leute ohne ordentlichen Prozess in die überseeische Strafkolonie des heutigen Äquatorialguinea. Aus verbitterten Gewerkschaftlern wurden entschlossene Revolutionäre. Jahr um Jahr häufen sich Rechnungen an, die beglichen sein wollen.⁵

In der zensierten Presse der Hauptstadt tauchen die beunruhigenden Nachrichten des Jahres 1936 nicht immer auf, doch in der Provinz gehen die Mordgeschichten mit politischem Hintergrund herum: Da wird ein Achtzehnjähriger mit Kontakten zur faschistischen Falange entführt und Tage später mit Foltermalen und fünf Kugeln im Körper auf der Straße gefunden, mutmaßlich die Rache für Anschläge der Gegenseite. Madrid erlebt Szenen wie aus amerikanischen Gangsterfilmen: Autos halten mit quietschenden Reifen, die Insassen eröffnen mit Maschinenpistolen das Feuer auf eine Gruppe, die draußen ahnungslos im Café sitzt. Zurück bleiben Tote und Verletzte.⁶

All das geschieht in den ersten Julitagen 1936 in einer europäischen Hauptstadt. Und es hat eine Vorgeschichte. Die Gewalt in Spanien geht auf tiefe soziale und kulturelle Konflikte zurück, die sich von denen im übrigen Europa deutlich unterscheiden. Schon Karl Baedeker hatte deutschen Touristen im Umgang mit dem «niederen Volk» in Spanien eine Haltung der «Ruhe und Entschiedenheit, aber ohne Schroffheit» empfohlen. Wieso? Sind die Vertreter des «niederen Volks» etwa gefährlich?

Nein, nur etwas eigenwillig. Bei ihnen herrsche nämlich, wie Baedeker erklärt, «ein Grad von Gleichheit und Freiheit wie wohl in keinem anderen Lande, und hieraus ergibt sich auch jener ausgeprägte Unabhängigkeitssinn, jener vollkommene Mangel an Unterwürfigkeit, der die mittleren und unteren Klassen des spanischen Volkes kennzeichnet».⁷

Gleichheit, Freiheit, Unabhängigkeit, Mangel an Unterwürfigkeit: Das klingt nach noblen Idealen. Spätere Zeugen des Spanischen Bürgerkriegs empfinden es genauso, etwa der junge deutsche Sozialist Herbert Frahm, der im Februar 1937 mit norwegischem Pass und unter dem Pseudonym Willy Brandt für die Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) nach Barcelona reist, um Kontakte zu den Kollegen von der radikalen POUM (Arbeiterpartei der marxistischen Vereinigung) zu knüpfen⁸. «Ich mochte diese Menschen mit ihrer Freiheitsliebe, ihrer schöpferischen Spontaneität, ihrem Zukunftsglauben», schreibt Brandt viele Jahre später.⁹ Und fügt hinzu, fast ein Echo auf Baedeker, man begegne in Spanien Menschen «mit einer schönen Liebe zur Freiheit und einer imponierenden Leidenschaft für die Gleichheit».¹⁰

Doch da gibt es ein Hindernis. Das Freiheitsideal bleibt abstrakt, wenn es sich im Leben nicht verwirklichen lässt. Für die allermeisten Spanier und besonders die Spanierinnen sind Freiheit und Gleichheit im frühen 20. Jahrhundert unerreichbar. Vier Fünftel der Gesellschaft sind bettelarm, hauptsächlich auf dem Land, und die Ursachen dafür liegen in einer schreiend ungerechten Verteilung des Ackerbodens und einer starren Feudalgesellschaft. Dort oben der Adel, das Großbürgertum, die Kirche, das Militär. Hier unten das Land- oder Stadtproletariat.

Besonders in Andalusien sind die sozialen Gegensätze schockierend. In der Provinz Sevilla produzieren fünf Prozent der Landbesitzer mehr als siebenzig Prozent der Erträge. Auf der einen Seite leben die Herren über Latifundien komfortabel von ihrem ererbten Reichtum und kennen noch nicht einmal alle Ländereien, die sie besitzen. Auf der anderen fristen Tagelöhner und Saisonarbeiter, die *braceros*, ihr karges Dasein mit fünf Monaten harter Arbeit im Jahr, essen wie Tiere auf dem Boden und sterben früh. Rund die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung in Spanien kann weder lesen noch schreiben. Ein Bericht aus dem Jahr 1935 nennt als einzigen Besitz einer Landarbeiterfamilie einen Kochtopf.¹¹

Für diese Armen sind das Dorf und dessen kleine Gemeinschaft oft der einzige Anker – und die einzige Welt, die sie jemals kennenlernen. Hier hat um 1870 durch einen Abgesandten Bakunins der Anarchismus Einzug gehalten wie nirgendwo sonst in Europa, hat die Arbeiter entzündet wie eine Religion und in ihnen die Hoffnung auf die baldige soziale Revolution entfacht. Vermutlich entsprach die anarchistische Lehre tatsächlich dem hohen Freiheitsbegriff der ländlichen Spanier. Alle sollen frei sein, von Obst und Gemüse leben und im Kollektiv auf den Acker gehen. Der Ertrag wird geteilt. Was braucht man mehr, wenn man zu Hause lebt und zu essen hat?

Die Akkumulation von Gütern ist in diesem idealistischen Denken nicht vorgesehen. Doch genauso konsequent, schreibt Gerald Brenan, könne der Anarchist seinem Nächsten eine Kugel in den Kopf jagen, wenn die reine Lehre verraten werde. «Ohne Hass natürlich, ohne Hass. Er kann vor dem Sterben noch eine letzte Zigarette rauchen.»¹²

Und dann ist da der andere große Mitspieler, die katholische Kirche. In Spanien atmet sie noch den Geist des Mittelalters. Es gibt 150 000 Priester, Mönche und Nonnen, die das öffentliche Leben prägen, und die Kirche ist enorm reich. Sie hält Beteiligungen an Banken und der Industrie und gehört zu den größten Grundbesitzern des Landes. Nicht zuletzt deshalb hat die Republik von ihrem ehrgeizigen Säkularisierungsprogramm des Jahres 1931 nur einen kleinen Teil umsetzen können. Und das Bildungssystem ist nach wie vor in der Hand von Kirchenleuten. Für Frauen ist im Weltbild der Kleriker ohnehin nur die Rolle als Hausfrau und Mutter vorgesehen. Während sie in den Städten einen Hauch von Emanzipation spüren, sofern sie sich nicht an die Moralbegriffe des rechten Bürgertums gekettet fühlen, gehen sie auf dem Land nur aus dem Haus, um zu arbeiten oder die Messe zu besuchen.

Inbegriff des reaktionären Katholizismus ist der Primas Spaniens, Kardinal Pedro Segura, Erzbischof von Toledo und erklärter Feind der Republik. Diesem Kirchenmann wird nachgesagt, er glaube, das Bad sei «eine Erfindung der Heiden, wenn nicht des Teufels».¹³ Kurz nach Ausrufung der Republik 1931 verurteilt Segura die antikirchlichen Reformen in einem Hirtenbrief, worauf er des Landes verwiesen wird und sich in Südfrankreich niederlässt.¹⁴

Im frühen 20. Jahrhundert bedarf es in Spanien nur eines kleinen Anlasses, um Gewalt zu entfesseln, denn die Menschen haben es im 19. Jahrhundert so gelernt. Seit damals entlädt sich besonders in anarchistischen Kreisen der Hass auf die katholische Kirche, die immer als Komplizin der Mächtigen aufgetreten ist, in Kirchenverbrennungen, Plünderungen, Zerstörungen und körperlichen Angriffen auf Kleriker. Dieser Volks-Antiklerikalismus sieht nur noch faule, verfressene, habgierige Geistliche, wie Goya sie in seinen Radierungen verewigt hat. Ist etwas dran an dieser Karikatur? Die Frage geht im frühen 20. Jahrhundert unter. Stattdessen wird gehandelt.

Von nun an gehören Tumult, aufgebrachte Menschenmengen und angesteckte Klöster in Spanien zur Sprache des sozialen Protests. Der Antiklerikalismus ist zur Volkskultur geworden, die gleich neben der Volksfrömmigkeit existiert. Beide nehmen in Spanien ekstatische Formen an, befreien die Menschen von den Fesseln des Verstandes und bringen sie buchstäblich außer sich. Die Saat für ein unruhiges 20. Jahrhundert ist gelegt.

Madrid, 16. Juni 1936

Wütende Reden im spanischen Parlament

Einen Monat vor den heißen Julitagen, am 16. Juni 1936, sprechen in den *Cortes* zwei Abgeordnete zur Sache. José María Gil-Robles, Führer des katholischen Rechtsbündnisses CEDA, verliest eine Gewaltstatistik der letzten 33 Tage, um dem Parlament das Chaos zur Kenntnis zu bringen, das unter der Volksfront-Regierung in Spanien herrsche. 36 Kirchen wurden vollständig zerstört. Bei 34 Gotteshäusern kam es zu versuchter Brandstiftung. 65 Menschen wurden Opfer politischer Mordanschläge. 24 Raubüberfälle aus politischen Motiven fanden statt, 230 Personen wurden bei politischen Auseinandersetzungen verletzt. Es gab 79 allgemeine Streiks und 47 Bombenanschläge. Ob es nötig sei, in Einzelheiten zu gehen? «Wir wollen uns nicht täuschen, meine Herren Abgeordneten», sagt der Abgeordnete Gil-Robles dann, «ein Staat kann unter einer Monarchie

oder unter einer Republik leben, unter einem parlamentarischen oder unter einem präsidentialen Regierungssystem, unter dem Kommunismus oder unter dem Faschismus, nur im Zustand der Anarchie kann er nicht leben. Und Spanien, so muss ich leider feststellen, befindet sich im Zustand der Anarchie.»

Heute, fügt der Abgeordnete Gil-Robles hinzu, heute wohne man «dem Begräbnis der Demokratie» bei.¹⁵ Ein schillernder Satz. Stellt er etwas fest? Kündigt er es an? Wünscht er das Begräbnis der Demokratie herbei?

Deutlicher wird der Führer der monarchischen Rechten, José Calvo Sotelo, der Gerüchte von der Gefahr, die von den Generälen ausgehe, beiseitewischt. Es gebe nicht einen einzigen Soldaten, der sich für die Monarchie und gegen die Republik zu erheben bereit sei. «Wenn es ihn gäbe, wäre er verrückt, ich meine das ganz ernst ... wirklich verrückt, wie andererseits jeder Soldat, der nicht vor Gottes Angesicht bereit wäre, sich *für* Spanien und *gegen* die Anarchie zu erheben, wenn dies nötig werden sollte.»

Es folgen laute Proteste und Gegenproteste. Haben alle den sonderbaren Satz verstanden? Jetzt mahnt der Parlamentspräsident den Abgeordneten: «Sprechen Sie hier keine Einladungen aus, die leicht falsch gedeutet werden können.»¹⁶

Genau 26 Tage später befindet sich der Abgeordnete José María Gil-Robles am späten Abend nicht in Madrid und entgeht so seiner Ermordung. Der Abgeordnete José Calvo Sotelo dagegen, der in derselben Straße im Madrider Stadtteil Salamanca wohnt, verbringt den Abend zu Hause bei seiner Frau und seinen Kindern. Das ist sein Todesurteil.

Sommer 1936

Die Umsturzpläne nehmen Gestalt an

An Hinweisen auf den drohenden Putsch war kein Mangel. Doch die Regierung beschließt, erst dann Gegenmaßnahmen zu ergreifen, wenn die Rebellen ihr Gesicht zeigen, denn man ist entschlossen, das Übel mit

der Wurzel auszureißen. Man wartet also und schaut zu. Das Land hat reiche Erfahrung mit *pronunciamientos*, der Machtergreifung durch das Militär, erst vier Jahre zuvor ist ein rechter Putschversuch durch den General Sanjurjo gescheitert, und der General sitzt jetzt in der Verbannung in Portugal. Schon 1931 hat die erste Regierung der Republik vorsichtshalber die Militärakademie von Zaragoza geschlossen, einen gewissen Francisco Franco von seinem Posten als Direktor entbunden und weit weg auf die Kanaren geschickt. Dasselbe hat sie mit anderen wichtigen Generälen getan, die man rechter Umtriebe verdächtigt. Und damit, so glaubt die Regierung, ist es erstmal gut. Franco, Emilio Mola und wie sie alle heißen, sie werden da draußen an der Peripherie schon nicht auf dumme Gedanken kommen.

Aber die Wurzeln des Konflikts reichen tief. Denn durch die verbissenen geführten Kolonialkriege in Nordafrika hat sich die spanische Offizierselite in ihrer Weltanschauung radikalisiert und zugleich vom Rhythmus des spanischen Lebens entfernt. Das Militär hält den zivilen Staat und dessen Institutionen für unfähig, das Land angemessen zu führen – und das heißt, im Sinne seiner ruhmreichen Geschichte. Ein antimodernes Phantasma steckt in den Köpfen der *africanistas*, ein wirklichkeitsfremdes Konstrukt von einem heroischen Nationalstaat, den es so nicht mehr gibt. Ihnen, den Militärs, ist es aufgegeben, «die Zivilisation zu erretten».¹⁷ Dass die Republik viele Angehörige des aufgeblähten Offizierskorps aussortiert hat, ist ein Affront, den die Armee nicht vergisst.

Was die Regierung der Zweiten Republik diesmal unterschätzt, sind die sorgfältige Planung, die breite Unterstützung in den rechten Gruppierungen und die große Entschlossenheit aller, die sich an dem Aufstand beteiligen.¹⁸ Oder *fast* aller. Denn einer, der zu den wichtigsten Figuren gehört, hat seine Karten noch auf der Hand und gibt seinen Kollegen Generälen bis wenige Tage vor Beginn der Aktion keine klare Antwort, ob sie mit ihm rechnen können oder nicht.

Dieser General ist der hochgeachtete, diskrete Francisco Franco Bahamonde, geboren 1892 im nordwestspanischen Städtchen Ferrol, ein Karrieremilitär, der in den spanischen Kolonialtruppen in Nordafrika aufgestiegen ist. Von Franco weiß man, dass er fähig und ehrgeizig ist, ebenso, dass er die Republik ablehnt und damit das ganze moderne Zeug: Parla-

Francos Erscheinung
ist wenig imposant.
Respekt unter seinesgleichen
verschafft er sich durch sein
brutales Vorgehen während
des Rif-Kriegs in Marokko.



ment, Parteien, Gewerkschaften, Liberalismus. In Francos Augen hat all
das nichts mit Spaniens imperialer Größe zu tun, um deren Wiederher-
stellung es ihm zu tun ist.

Seine Vorfahren – beide Seiten – waren Militärs bei der Marine, aber für
ihn war in der dortigen Kadettenschule kein Platz, also entschied er sich
für die Infanterie. Im Jahr 1907 geht er auf die Militäarakademie in Toledo.
Dass sein Vater so wenig ehrgeizig war, hat den Sohn lange Zeit gewurmt
und zum Aufstieg angestachelt. Ohnehin fühlt sich der kleine Francisco
der Mutter viel näher als dem Vater. Der nämlich ist ein Hallodri, der gern
Karten spielt, Frauen nachsteigt und irgendwann die Familie verlässt. Die
besorgte, leidgeprüfte Mutter dagegen – in gewisser Weise Opfer ihres
Mannes, wie es in einer von Männern dominierten Welt üblich war – wird

zum Inbegriff aller weiblichen Tugenden, die Francisco auch im späteren Leben in Frauen suchen wird.

Seine Chance kommt in Nordafrika, dem spanischen Protektorat in Marokko, dem traurigen exterritorialen Rest des Weltreiches, das Spanien im 16. Jahrhundert einmal war. Seitdem ist ein Stück nach dem anderen dieser kolonialen Welt verlorengegangen, zuletzt – und besonders schmerzhaft – Kuba und die Philippinen im Jahr 1898. Von dieser Jahreszahl hat Francisco als Kind gehört und den Geruch der Niederlage eingeatmet, dem alle militärisch denkenden Menschen ausgesetzt waren. Diese Jahreszahl wird für Franco und die *africanistas* zum Synonym für die spanische Demütigung und die spanische Schande. Aufgrund dieser Jahreszahl wird Franco das 19. Jahrhundert hassen.

Wie viele aus seinem Umfeld ist er jedenfalls überzeugt davon, dass unfähige zivile Regierungen die imperiale Größe Spaniens zerstört haben. Franco und seine Mitstreiter denken, eigentlich lägen die Dinge besser in der Hand von Militärs, den eigentlichen Helden der Nation. In Nordafrika zeigen sie, was sie darunter verstehen. Es ist ein harter Krieg, der in kleinen Einheiten geführt wird. Anders aber als manche seiner Kameraden, besonders jene, die aufsteigen wie er, lässt er sich kaum je politisch vernehmen und äußert nur dann Kritik, wenn es um konkrete militärische Belange geht. Franco ist kein Duckmäuser; aber hitzig oder tollkühn ist er auch nicht.

In Marokko haben es die spanischen Kolonialtruppen mit Berberkämpfern zu tun, die ihnen ihre langweilige Aufgabe – Positionen zu sichern in einem heißen, weitgehend leeren Terrain – sehr schwer machen. Es hat schlimme Niederlagen gegeben, die daheim in Spanien Zweifel wecken, was dieser Krieg überhaupt soll, er kostet ja nur. Franco bewährt sich in dieser Situation durch Kühle und Tapferkeit. Auch in der Männergesellschaft des Militärs bleibt er so reserviert, wie es ihm entspricht. Er hat keine Vertrauten, er «öffnet» sich niemandem. Er trinkt nicht, spielt keine Karten und geht nicht ins Bordell. Äußerlich muss er den Respekt seiner Kameraden erst gewinnen, denn mit seiner kleinen Statur, einem markanten Hinterteil, der hohen Stimme und dem Bauchansatz macht er wenig her. Auf den Fotos, auch denen, die ihn mit dunklem Haar und

gebräuntem Gesicht zeigen, wirkt er selten wie ein Anführer. Fast immer ist er der Kleinste in der Gruppe.

Doch seine Zielstrebigkeit und sein unverkennbares Führungstalent zählen sich aus. In sehr jungen Jahren wird er Hauptmann, Oberst, Major und schließlich General und weckt den Neid jener Militärs, die in Spanien geblieben und langsamer aufgestiegen sind als dieser *africanista* ohne bourgeoisen Stammbaum oder nennenswerte Verbindungen. Zwischen 1923 und 1927 kommandiert Franco die Fremdenlegion und erwirbt sich den Ruf eines verlässlichen Anführers, der nicht nur auf seinen Mut, sondern auch auf enormes Glück vertrauen kann.¹⁹ Er bleibt auch vorsichtig, als 1931 die Republik ausgerufen und er seines Postens als Leiter der Militärakademie von Zaragoza enthoben wird. Für hetzerische Reden, gar Umsturzpläne, wie sie die Monarchisten hegen, ist Franco nicht zu haben. Hier simuliert er nicht: Er fühlt sich als Militär, nicht als Politiker. Keine seiner Aktionen in den Jahren der Republik, deren gesellschaftspolitisches Programm ihm zuwider ist, zeugt von einem Mangel an soldatischer Disziplin.²⁰ Er will Einfluss, er will gestalten, aber bislang ausschließlich in seiner Sphäre.

Wie entschlossen er das durchzieht, zeigt die Niederschlagung des Bergarbeiteraufstands in Asturien 1934, der die entfesselten gesellschaftlichen Kräfte wüst aufeinanderprallen lässt und das Land vierzehn Tage lang in Atem hält. Es ist schon eine kleine Revolution. Und der Staat wirkt hilflos. Weil die Regierung nicht weiter weiß, schickt sie Franco, seine Fremdenlegionäre und marokkanischen Söldner nach Asturien. Es ist die schlagkräftigste Truppe, die das damalige Spanien zu bieten hat. Und sie ringt den Aufstand im Norden des Landes brutal nieder. Der folgenden Repression fallen mehr als tausend Menschen zum Opfer, viele Hundert Bergarbeiter wandern ins Gefängnis. Diese Männer sehen sich selbst als Opfer eines Unterdrückungssystems, und es ist nur folgerichtig, dass sich im Februar 1936, als die Volksfront die Wahlen gewinnt, im ganzen Land Gruppen der Linken zusammenrotten, um die einsitzenden Märtyrer von 1934 aus dem Gefängnis zu befreien. Sie tun das, ohne die Amnestie, die die neue Regierung eilig vorbereitet, überhaupt abzuwarten. Fünf Monate vor dem Bürgerkrieg geschieht also schon dies: Die öffentliche Ordnung knickt ein vor den radikalisierten Kräften der Straße.

Die Volksfront hat zwar die Wahlen gewonnen, aber die Entscheidungsmacht ist ihren Politikern entglitten.

Erstaunlich ist, wie lange Franco den Umsturzvorbereitungen der anderen rechten Generäle zuschaut, ohne sich zu beteiligen oder auch nur Interesse daran zu zeigen. Der Wahlsieg der Volksfront ist keine drei Wochen alt, Anfang März 1936, da laufen schon die Vorbereitungen. Den Generälen ist das ehrgeizige Reformprogramm der Republik in jedem Punkt zu viel: Enteignungen, Landreform, Reform der Streitkräfte, dazu eine umfassende Säkularisierung, von der Ehescheidung bis zum Verbot des Jesuitenordens – was bleibt denn da noch von der Kirche als Hüterin der öffentlichen Moral? Emilio Mola, «der Direktor» des geplanten Putsches, will mit der ganzen Spinnerei aufräumen und fordert einen «starken, disziplinierten Staat».²¹

Es ist noch keine Rechtsdiktatur, was Mola vorschwebt, erst recht kein Faschismus. Es ist nur das Altvertraute, was in Spanien immer für den Mangel an politischer Fantasie eintreten muss: Grabesruhe und gusseiserne Ordnung.

Madrid, Juli 1936

Badesachen nicht vergessen!

Trotz der nervösen Stimmung – das Verhalten der politischen Klasse beweist es – ist es noch ein paar Tage lang ein ganz normaler spanischer Juli: brütende Hitze in der Mitte und im Süden. Kinder werden ins Sommerlager geschickt. Ferienvorbereitungen werden getroffen.²² «Hätten wir gewusst, was geschieht!», sagen später viele, besonders die Familien und Ehepaare, die der Krieg voneinander trennt und in den nächsten Tagen zu gefährlichen Reisen kreuz und quer durch Spanien zwingt, zurück zu den Lieben.

Die Zeitungen berichten, der legendäre Torwart Ricardo Zamora von Real Madrid wolle nach 22 Jahren Karriere die Fußballstiefel an den Nagel hängen. Auf dem Land werden Feste gefeiert, und wer nach vorn schaut, freut sich auf die Marienfeiern im August. Die Kinos in den Städ-

ten sind voll. Manche Lichtspielhäuser kündigen klimatisierte Säle an, ein großer Komfort, und auf den Plakaten der Gran Vía in Madrid wird ein amerikanischer Blockbuster beworben, nämlich das Western-Musical *Rose Marie* von W. S. Van Dyke.²³

In der spanischen Hauptstadt ist es so heiß, dass Männer mit riesigen Wassersschläuchen eingesetzt werden, um das glühende Straßenpflaster zu kühlen.

Madrid, 12. Juli 1936

Federico García Lorca,
Spaniens genialer Dichter

Dichter und Intellektuelle im Spanien dieser aufwühlenden Monate sind wichtige Figuren. Hier als Sprecher der Massen, die es nicht so mit Worten haben, dort als ideologische Einpeitscher. Mehrere faschistische Dichter zum Beispiel reklamieren stolz für sich, Teile der Falange-Parteihymne «Cara al sol» (Der Sonne entgegen) geschrieben zu haben. Später, viel später werden auch politische Gegner das Lied singen müssen. Aber das wissen sie noch nicht.

In Artikeln und Reden kämpfen die spanischen Schriftsteller für die Politik, an die sie glauben, und manche von ihnen werden ebenso umstandslos erschossen wie feindliche Militärs. In einem Volk, das mehrheitlich weder lesen noch schreiben kann, wird die leidenschaftliche öffentliche Rede zum Schmiermittel der Propaganda. Wer wäre besser dafür geeignet als jene, die das Talent haben, Wörter in Waffen zu verwandeln?

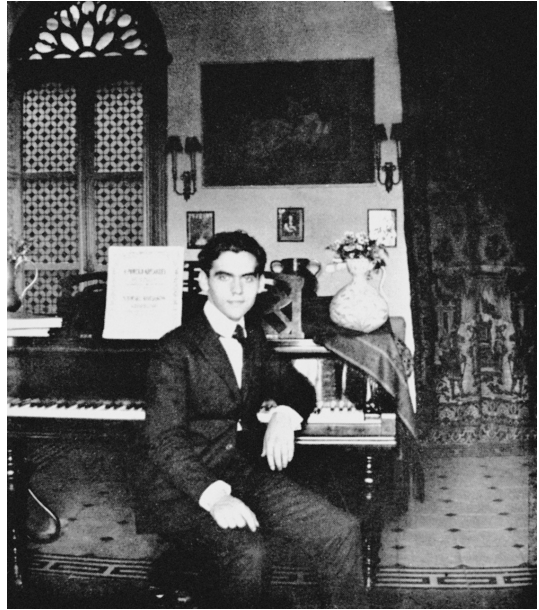
Die berühmteste Figur der jungen literarischen Szene im Spanien der Vorkriegsjahre ist der Dichter und Dramatiker Federico García Lorca. Geboren 1898 in einem Dorf bei Granada, also genau in dem Jahr, das für die ältere Generation mit dem Verlust der letzten Kolonien den Beginn des großen Katzenjammers markiert, das Zurücksinken Spaniens in die europäische Drittklassigkeit, ist Lorca jung genug, um die schlechte Laune der Alten zu überspringen. Sie interessiert ihn auch nicht, Lorca ist alles, nur kein theoretischer Kopf. In seinen Gedichten mischt er traditi-

onelle spanische Liedformen mit lyrischer Avantgarde, in Theaterstücken wie *Bluthochzeit* (1931) und *Yerma* (1934) bringt er Spaniens Rückständigkeit, archaische Herrschaftsmuster und die Unterdrückung der Frauen auf die Bühne. Kurz, den Terror einer jeden Fortschritt erstickenden Tradition.

Lorca ist jung und brilliant. Er sprüht vor Ideen. Und er wird von allen geliebt. Wenn er nicht mehr reden will, setzt er sich ans Klavier. Tatsächlich ist seine Pianobegleitung der Sängerin Encarnación López Júlvez («La Argentinita»), mit der er fünf Platten alter spanischer Volkslieder einspielt, die einzige Tonaufnahme, die es von ihm gibt – nicht seine Stimme, sondern nur sein Instrument.²⁴ Bis in alle Ewigkeit wird das Klavier für ihn sprechen. Einer seiner Freunde schrieb: Er hätte auch Komponist werden können.

Vieles spricht dafür, dass die frühen Zuhörer vom Volkston dieser Balladen über Bauern, Landkinder, Viehdiebe, untreue Ehefrauen sowie plündernde und mordende Zivilgardisten gelegentlich getäuscht wurden und gar nicht so genau wussten, was sie da hörten. Rafael Alberti schildert in seiner Autobiographie *Der verlorene Hain*, dass Zuhörer in Sevilla toben, die Taschentücher schwenken wie beim Stierkampf und ein andalusischer Dichterkollege den armen Lorca vor Begeisterung an Jacke, Kragen und Krawatte reißt. Seine «Hypnotische Romanze» aus den *Zigeunerromanzen* mit den berühmten Anfangszeilen «Verde, que te quiero verde. / Verde viento. Verdes ramas» wird auch ohne Vertonung ein Volkslied:

*Grün wie ich dich liebe grün.
Grüne Brise. Grüne Äste.
Auf dem weiten Meer das Schiff
und das Pferd auf steilen Bergen.
Dunkle Schatten um die Taille,
steht sie träumend am Geländer,
grünes Fleisch, die Haare grün,
in den Augen Silberkälte.
Grün wie ich dich liebe grün.
Alle Dinge sehn sie stehen*



Der junge Federico García
Lorca am Klavier, 1919.

*unter dem Zigeunermond,
und sie selbst kann keines sehen.*²⁵

Die Gründung der Zweiten Spanischen Republik 1931 läutet für den Dichter eine Zeit des Aufbruchs ein – ästhetisch, politisch, gesellschaftlich. Lorca ist homosexuell; die spanische Rechte hasst ihn mit einem Furor, in dem sich politische Gegnerschaft und Verachtung für den Verrat am iberischen Macho-Ideal bündeln. In den Jahren zuvor ist er mit der Theatertruppe «La Barraca» durch das Land getourt. Er und seine Freunde spielen auf Höfen und in Scheunen, basteln Vorhänge aus Bettlaken und bringen als volksnahe Aufklärer die klassische spanische Literatur zu den Bauern.

Doch obwohl Lorca seit der Ausrufung der Zweiten Republik viele antifaschistische Manifeste unterzeichnet hat, bleibt er im Herzen ein apolitischer Mensch. Er macht nur Propaganda für die Benachteiligten. Anders als viele seiner Freunde wird er nie Mitglied der Kommunistischen Partei. Angesprochen auf die stürmischen Zeiten, die sein Land durchläuft, heißt seine Antwort, er gehöre «der Partei der Armen» an.²⁶

Sozial engagiert ist sein Theater darin, dass es keine Klassenschranken akzeptiert. Seine Bühne soll für alle da sein, besonders aber für jene, die noch nie ein Theater betreten haben. Auf Damen im Pelzmantel und Herren im Frack, auf Häppchen und Champagner kann er verzichten. Diese Tendenz wird in den letzten Jahren seines Lebens stärker. Immer wieder spricht Lorca von Kunst, die einen Auftrag hat.

Ebenso gewiss ist, dass «Federico», wie ihn alle nennen, seine eigene Partei ist: freundlich, charmant, volkstümlich, von übersprudelnder Fröhlichkeit in einem Moment und von rätselhafter Schwermut im nächsten, vor allem aber von rastloser Kreativität, «das Genie eines Magneten, der alles an sich reißt», wie sein Freund Jorge Guillén über ihn schreibt, «ein Geschöpf der Schöpfung, eingetaucht in die Schöpfung, ein Kreuzpunkt der Schöpfung, teilhaftig der tiefen schöpferischen Strömungen».²⁷

Lorca reißt alle mit, die mit ihm in Berührung kommen. Er kennt den chilenischen Dichter Pablo Neruda, den jungen Filmemacher Luis Buñuel, er reist nach Buenos Aires (wo er als Dramatiker Triumphe feiert) und New York (wo er sich vom Kampf der Schwarzen um Gleichberechtigung inspirieren lässt), und in seiner Frühzeit verbindet ihn ein langes, kompliziertes Liebesverhältnis mit einem jungen katalanischen Maler namens Salvador Dalí, der schon für seinen Egoismus berüchtigt ist, lange bevor er mit rollenden Augen und gewachstem Zwirbelschnurrbart zum exzentrischen Weltsymbol des Surrealismus aufsteigt. Dalí wird abfällig über Lorca sprechen, sobald die Zeiten danach verlangen, aber noch ist es nicht so weit. Noch lebt Lorca.

Einer von Loras Freunden ist der Torero Ignacio Sánchez Mejías, auf dessen Tod durch eine Hornverletzung er eine berühmte Elegie schreibt. Vom Tod spricht Federico viel, er beschwört ihn, weil er ihn fürchtet. Er erkennt nur die Zeichen nicht.

Die Todesgefahr nähert sich im Sommer 1936 in Madrid. Die Streiks, Unruhen und politischen Morde entfachen im Land eine gespannte Gewaltstimmung, die jederzeit zur Katastrophe führen kann. Überall spricht man schon vom Militärputsch. Nur die Regierung behält rätselhafterweise die Ruhe und tut nichts.

Bei einem Abendessen in Nerudas kleiner Wohnung am 11. Juli 1936, fünfter Stock, nahe der Universitätsstadt, geht es hitzig zu. Die Freunde

diskutieren erregt die neuesten Nachrichten. Eine bewaffnete Gruppe der Falange hat in Valencia einen Radiosender besetzt, den Moderator gefesselt und die faschistische Revolution ausgerufen. Die Falange mit ihrem charismatischen Führer José Antonio Primo de Rivera ist bisher nur eine Splitterpartei, aber sie ahmt den Faschismus Mussolinis nach, begeht Gewalttaten und macht viel Lärm. Noch am selben Abend zieht eine Demonstration von 2000 Menschen durch die Straßen, um gegen die Attacke zu protestieren. Ein Büro der politischen Rechten wird in Brand gesteckt.²⁸ Die Polizei ist hilflos. Lorca beschließt, sich im Haus seiner Eltern in Granada in Sicherheit zu bringen. Verschiedene Freunde raten ihm davon ab, darunter Luis Buñuel. «Schreckliche Dinge werden geschehen», warnt er Lorca. «Bleib hier! In Madrid bist du viel sicherer.»

Zu diesem Zeitpunkt sind die beiden politischen Morde, die die Atmosphäre weiter aufheizen, noch gar nicht geschehen, aber es spielt auch keine Rolle mehr. Die Putschpläne der Generäle laufen ja längst, und der Tag zum Losschlagen rückt näher. Als dann in Lorcass Kreis Einzelheiten über die Ermordung des Führers der monarchischen Rechten José Calvo Sotelo bekannt werden, der zuvor im Parlament so provozierend gesprochen hat, steigt die Temperatur noch ein paar Grad an. Mitglieder einer Polizeitruppe, deren Anführer für den Aufstand in Asturien 1934 im Gefängnis gesessen hat, aber wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, haben den Parlamentarier in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli auf eigene Faust in seiner Wohnung abgeholt und im Auto mit zwei Nackenschüssen getötet. Später sagen viele auf der Rechten, der Mord an Calvo Sotelo habe den Funken ins Pulverfass springen lassen.

«Diese Felder werden mit Leichen übersät sein!», ruft Lorca gegenüber einem Freund aus. «Die Sache ist entschieden. Ich fahre nach Granada. Und dann geschehe, was Gott will.»²⁹



Franco gelangt nach Nordafrika,
um sich dem Putsch anzuschließen

Es ist das berühmteste Flugzeug der spanischen Geschichte. Es heißt *Dragon Rapide*, misst gut zehn Meter, wiegt zweieinhalb Tonnen und kann bis zu sieben Personen transportieren. Dank eines clever ausgetüftelten Plans bringt dieser zweimotorige Doppeldecker den zaudern-den Franco dorthin, wo er das Kommando über das Afrika-Heer übernehmen und entscheidend in den Aufstand eingreifen kann.

Der Besitzer der monarchischen Zeitung *ABC*, der früh in die Pläne eingeweiht ist, beauftragt den Londoner *ABC*-Korrespondenten Luis Bolín mit dem Kauf des Flugzeugs, das der Unternehmer und Waffenhändler Juan March finanziert. Am 11. Juli fliegt die *Dragon Rapide* in London ab und erreicht nach einer Reise über Bordeaux, Biarritz, Porto, Lissabon und Casablanca vier Tage später Gran Canaria. Schnell sind diese Maschinen damals nicht, die *Dragon Rapide* schafft 225 Stundenkilometer. Angeblich handelt es sich um eine Vergnügungsreise.

Franco allerdings sitzt in Teneriffa und wird genau beobachtet. Der Tod eines Generals in Gran Canaria liefert ihm den Vorwand, am 17. Juli auf die Nachbarinsel zu reisen und der Aufsicht des Staates zu ent-schlüpfen. Nach der Beerdigung setzt er sich ab, besteigt am 18. Juli die *Dragon Rapide* und lässt sich nach Casablanca fliegen, wo er übernachtet. Am nächsten Tag geht es weiter nach Tétouan. Der 19. Juli 1936 ist angebrochen. Alle anderen Generäle haben schon jede Menge für den Putsch getan, die einen hatten dabei mehr Glück, die anderen weniger. Franco, der Letzte in der Reihe, kann erst jetzt das Kommando über die marokkanischen Söldnertruppen übernehmen.³⁰

Wer hilft der Spanischen Republik?

Wer in halbwegs wachem Zustand diese Tage erlebt, greift sich an den Kopf, als die Regierung am 20. Juli abermals eine Erklärung veröffentlicht, «um die absolute Ruhe auf der gesamten Halbinsel zu bestätigen».³¹ Das genaue Gegenteil ist der Fall. 72 Stunden nach dem Beginn des Aufstands ist die Lage wie ein reißender Fluss: Es geht voran, aber kaum jemand weiß, was als Nächstes kommt. Alles erscheint voller Gefahren. Da die Kommunikationswege langsam sind und auf die 300 000 Telefonanschlüsse im Land selten Verlass ist, befinden sich die Menschen längst nicht immer auf der Höhe der Ereignisse.

Was sich aber im ganzen Land ähnelt, ist die entscheidende Bedeutung von Loyalität im Krisenmoment. Von den 51 Militärkasernen in Spanien schließen sich 44 der Erhebung an, brechen also den Treueeid, den sie der Verfassung der Republik geschworen haben. Dabei ist es nicht das Gros der Generäle, das den Unterschied ausmacht – die Mehrheit von ihnen bleibt loyal –, sondern die erdrückende Zahl der Dienstränge darunter. In etlichen Fällen entscheidet blitzschnelles Handeln diensttuender Offiziere darüber, für welche Seite eine Kaserne sich entscheidet. Ähnlich bei den Sicherheitskräften: Wo die Sturmgarde der Republik treu bleibt, haben die Aufständischen wenig Chancen. Wo sie umschwenkt, können sie eine unklare Situation oft für sich entscheiden. Noch deutlicher ist es bei der Guardia Civil, der schon seit Langem autoritäre Neigungen nachgesagt werden – an vielen Orten schließt sich die Zivilgarde den Aufständischen an und hilft tatkräftig mit, ein Dorf im Handumdrehen unter die Kontrolle der Rebellen zu bringen.³²

Der Putsch der Militärs ist gescheitert, so viel ist nach den ersten 72 Stunden zu erkennen, und aus dem gescheiterten Putsch wird ein Bürgerkrieg, der auch bei den Rebellen nicht auf der Rechnung stand. Doch die bewaffnete Auseinandersetzung wird nur von der einen Seite, den Aufständischen, mit einem klaren Ziel verfolgt; die andere Seite schaukelt auf den Wellen verschiedener Kriegsziele wie ein Schiff in Seenot und

muss in der frühen Phase des Konflikts alle Kräfte daransetzen, ihren Kurs zu finden. Das sagt viel über die Republik als Ordnungsstaat. Es mangelt ihr an Disziplin, Führungsautorität und der Macht, ihre Ziele durchzusetzen.

Ausdruck dieser Orientierungslosigkeit ist, dass der Präsident der Republik, Manuel Azaña, innerhalb von nicht einmal zwei Tagen zweimal einen neuen Ministerpräsidenten ernennen muss. Der ursprüngliche Amtsinhaber wirft die Brocken hin, weil er unfähig ist, auf die nationale Notlage zu reagieren – er geht lieber schlafen. Der zweite fühlt sich ebenfalls überfordert, so dass er nach kaum sechs Stunden Amtszeit seinen Rücktritt einreicht. Und der dritte, Azañas persönlicher Freund José Giral Pereira, Professor für Chemie, muss jetzt sehen, wie er den Karren aus dem Dreck zieht. Er hat auch die richtige Idee und setzt sie ohne zu zögern um: Giral bittet die französische Regierung unter Léon Blum, der im Nachbarland die neue Front Populaire anführt, die Spanische Republik in dieser dramatischen Situation durch Waffenlieferungen zu unterstützen.

Blum sagt zunächst zu, aber er muss mit Diskretion vorgehen. Seine Volksfront-Regierung ist erst seit sechs Wochen im Amt. In Paris liefern sich Faschisten und Linksextremisten Straßenschlachten, und die französischen Militärs warnen laut vor jeder Einmischung in den Konflikt im Nachbarland. Doch innerhalb weniger Tage wird Girals Hilferuf über geheime Kanäle bekannt. Der französische Ministerpräsident berät sich mit den Briten und macht einen Rückzieher. Am 2. August verbietet seine Regierung den Verkauf von Waffen und jeglichem Kriegsgerät an Spanien, und sechs Tage später wird die spanisch-französische Grenze für den Handel mit verbotenen Gütern geschlossen. Die überfallene Republik steht ohne Verbündete da.³³

Thomas Mann macht einen Ausflug

Am 17. Juli, dem Tag der Erhebung der spanischen Militärs in Melilla, unternehmen Thomas Mann, seine Frau Katia und «die Alten» einen Ausflug nach Luzern. Es ist ein schöner, warmer, «im Kern gesunder» Sommertag, wie der Schriftsteller in seinem Tagebuch festhält. Die Ausbürgerung durch das Hitler-Regime wird noch einige Monate auf sich warten lassen.

In Luzern trinkt man Tee im Garten des Restaurants am Kunsthaus, von dort macht sich die kleine Gesellschaft zum Wagner-Museum auf, das leider schon geschlossen hat, aber man kann noch in die Zimmer des Komponisten spähen, dem Thomas Mann so viel verdankt. Lange steht er vor dem Haus und liest die Inschrift. Hier, genau an diesem Ort, wurden die *Meistersinger* und *Siegfried* vollendet. Bei der *Götterdämmerung* ist Thomas Mann sich nicht ganz sicher und setzt in sein Tagebuch ein Fragezeichen. «Bewegend», notiert er.

Der Tag ist so schön, dass die beiden daheim in Küsnacht, nach der Rückkehr, auch das späte Abendessen auf der Terrasse einnehmen können. Anschließend wird im Wohnzimmer die *Götterdämmerung* auf den Plattenteller gelegt. Vom Aufruhr in Spanien schreibt Thomas Mann erst drei Tage darauf, die Zeitungen liegen inzwischen vor. «Wirren und Machtkämpfe zwischen Links und Rechts in Spanien, Militär-Revolve, drohender Bürgerkrieg. Die Niederlage der Idee des Front populaire wäre tief zu beklagen.»³⁴

Noch kein Wort davon im Brief an seinen Bruder Heinrich, der ihm am 18. Juli von konkreten Urlaubsideen geschrieben hat, wahrscheinlich antwortet Thomas Mann ihm vor dem Eintreffen der Presse. «Deine Reisevorschläge haben uns eingeleuchtet. Es muß garnicht Mallorca sein. Da es gewiß Ende August werden wird, bis ich wirklich fertig bin, wird Sainte Maxime schon das Richtige sein.» Er schließt mit einem kurzen Gedanken zu seiner Staatsangehörigkeit, die durch Hitler («das elende Subjekt») dringlicher wird. «Bleiben wir hier – und

es sieht ja so aus – so werde ich in ca. 3 Jahren Schweizer werden können.»³⁵

Das Leben hat andere Pläne für ihn. Nur zwei Jahre später werden Thomas und Katia Mann nach Amerika emigrieren und in Princeton wohnen.

Zum Mittagessen kommt sein Sohn Golo, 27 Jahre alt, der in Prag lebt, eines der weniger geliebten Kinder. Das Wetter ist bedeckt und schwül.

Madrid, 23. Juli 1936

Der untröstliche Präsident der Republik

Der Mann mit dem höchsten Amt im Staat, Präsident Manuel Azaña, ist vom Beginn des Putsches an volle fünf Tage lang nicht zu sehen und nicht zu hören. Erst am Abend des 23. Juli meldet er sich mit einer Ansprache im Radio zu Wort. Es ist erst ein Jahr her, da hat er bei öffentlichen Auftritten zu Hunderttausenden gesprochen und durch seine großartigen Redetexte die Massen beeindruckt.³⁶ Doch damals hat er noch an seine Politik der linken Mitte geglaubt, für die seine Partei Izquierda Republicana stehen soll. Durch die Radikalisierung des politischen Lebens in Spanien, erst recht durch die Bedrohung durch die Gewaltexplosion vom 18. Juli, scheint Azaña einen starken Schock erlitten zu haben. Er altert vor den Augen seiner Umgebung, ist blass und niedergeschlagen. Er schläft kaum noch. Seiner Stimme hört man die Emotionen an, die den Präsidenten aufwühlen.

Seine Rede im Radio enthält das Notwendige: Dank an jene, die die Republik verteidigen. Betonung der Legitimität dieses Staates. Verurteilung jener, die ihn jetzt attackieren und stürzen wollen. Zum ersten Mal zieht Azaña den Vergleich, der für die Kriegserzählung der Republikaner zentral wird: Die jetzige Herausforderung ähnele jener, die das spanische Volk in seinem Unabhängigkeitskampf gegen Napoleon zu bestehen gehabt habe. Es ist eine kühne Geschichtsdeutung, doch sie wird die Menschen eine Zeitlang moralisch stärken.

Azaña selbst wird allerdings schon bald fürchten, dass die Republik wegen mangelnder Unterstützung durch Frankreich und England untergehen könnte. Gegenüber dem Schriftsteller Corpus Barga ruft er nicht lange nach seiner Radioansprache aus: «Sie lassen uns allein!» Von Corpus Barga, dem grandiosen Stilisten, stammt auch das Bild der körperlichen Erscheinung des Präsidenten an jenem Tag: Azaña, blass, mit umherirrendem Blick, habe mit seinem ganzen kummervollen Körper gewirkt wie ein Vogel, der fliegen will, aber nicht abheben kann.³⁷

Tétouan und Berlin, 25. Juli 1936

Deutsche Waffen für Spaniens Rebellen

Die Rebellion der rechten Militärs ist noch keine fünf Tage alt, da ist sie schon keine Rebellion mehr, sondern droht in einen Krieg mit unabsehbaren Folgen umzuschlagen. Den Rebellen ist es nicht geglückt, die großen Städte einzunehmen. Dort, wo sie ihr ideologisches Zentrum haben, etwa im Nordwesten oder Teilen Andalusiens, sind große Gebiete an sie gefallen. Doch Madrid, Barcelona, Valencia, Málaga und Bilbao sind republikanisch geblieben, die wichtigsten Industrien des Landes sind in der Hand der Regierung. Wer jetzt am schnellsten auf die neue Situation reagiert und die nötigen Mittel hat, kann den Krieg, der sich wie ein Flächenbrand ausbreitet, für sich entscheiden.

Da schaltet sich ein Mann ein, der im weiteren Kriegsverlauf eine wichtige Rolle spielen wird, obwohl er immer im Schatten bleibt: Johannes Bernhardt. Der deutsche Industrielle agiert in Spanisch-Marokko unter anderem als Vertreter von Mannesmann. Als dekoriertes Veteran des Ersten Weltkriegs ist der aus Ostpreußen stammende Geschäftsmann nach Hamburg gegangen und hat im Börsencrash von 1929 viel Geld verloren. Pragmatiker, der er ist, zieht er um nach Tétouan ins spanische Protektorat und fängt wieder von vorne an. Natürlich weiß er, was der spanische Kolonialkrieg bedeutet, seine Sympathien mit der spanischen Unterdrückung der Einheimischen darf man voraussetzen. 1933 tritt er in die NSDAP ein.

In Spanisch-Marokko sind die Nazis ein winziger Verein. Johannes Bernhardt sucht nach Wegen, sich nützlich zu machen. In Tétouan bietet er General Francisco Franco seine Hilfe an, es ist der 21. Juli 1936. Franco reagiert positiv. Dann kontaktiert Bernhardt den NSDAP-Ortsvorsitzenden Adolf Langenheim, der in Tétouan die größere Nummer ist. Was jetzt am dringendsten gebraucht wird, sind zwei Dinge: Francos marokkanische Einheiten, zusammen mit der Spanischen Fremdenlegion fast 40 000 Mann, die auf der anderen Seite der Meerenge warten. Und deutsche Waffenhilfe. Möglichst viel davon.

Franco schreibt einen Brief an Hitler und bittet um zehn Flugzeuge, fünf Jagdflieger sowie weiteres Material, um seine Truppen sicher nach Andalusien zu bringen. Bernhardt und Langenheim betraut er mit der Mission, in Deutschland seine Sache zu vertreten. Wie richtig er mit seiner Doppelstrategie liegt, zeigt die Reaktion des Deutschen Außenministeriums, das ebenfalls das Bittschreiben des spanischen Generals erhalten hat: Francos Ersuchen wird sofort abgelehnt.³⁸

Es gibt gute Gründe für die zurückhaltende Reaktion des Außenministeriums. Der deutsche Seehandel ist in Gefahr, wenn bekannt wird, dass die Deutschen eine Kriegspartei mit Waffen versorgen. Doch am 25. Juli schaffen Bernhardt und Langenheim Tatsachen. In Berlin werden sie vom Chef der NS-Auslandsorganisation (AO) empfangen, der die beiden Besucher Hitlers Stellvertreter Rudolf Hess vorstellt. Dieser begreift sofort, dass Hitler ohne Zeitverlust von der Sache erfahren muss. Am selben Abend erhält Johannes Bernhardt Gelegenheit, dem deutschen Reichskanzler, der sich bei den Wagner-Festspielen in Bayreuth aufhält, den Brief Francos zu übergeben und ihm den Hintergrund von dessen Ersuchen zu erklären.

In Bayreuth steht *Siegfried* auf dem Programm, und womöglich wird Hitlers Fantasie dadurch noch mehr angeregt, als sie es ohnehin schon ist. Er stellt einige Fragen, und Bernhardt beantwortet sie. Dann fasst Hitler seinen Entschluss. Noch in derselben Nacht werden der Luftwaffen-Oberbefehlshaber Hermann Göring, Kriegsminister Werner von Blomberg und Karl Coupette dazu geladen, Chef der Schifffahrtsabteilung im Oberkommando der Kriegsmarine. Schon am nächsten Tag richtet das Reichsluftfahrtministerium einen Sonderstab ein, der die Lieferung von

zwanzig Junkers-Maschinen vom Typ Ju 52, sechs Heinkel-51-Kampfbombern, zwanzig Flugabwehrgeschützen und anderem Material in die Wege leitet.³⁹ Die Großzügigkeit der Unterstützung – das Doppelte der gewünschten Menge – zeigt, dass Hitler es ernst meint.

Damit ist das «Unternehmen Feuerzauber» geboren – ein kleiner Scherz von Göring, der sich als zynischen Decknamen die Bezeichnung aus dem dritten Akt von Wagners *Walküre* geliehen hat. Alles passt zusammen: das gemeinsame deutsch-spanische Interesse und die ideologische Waffenbruderschaft. Der strategische Gewinn, wenn die Spanische Republik stürzen würde und der Vormarsch des Kommunismus in Europa gestoppt wäre. Die Verbrämung eines Offensivkriegs auf fremdem Boden mit Wagners nordischer Mythenwelt. Ein *Feuerzauber*, das sollte es werden. «Ich sandte mit Genehmigung des Führers einen großen Teil meiner Transportflotte und sandte eine Reihe von Erprobungskommandos meiner Jäger, Bomber und Flakgeschütze hinunter», hat Göring später vor dem Internationalen Militärgerichtshof über die Aktion gesagt. So habe er Gelegenheit bekommen, «im scharfen Schuss» zu erproben, ob das Material tauglich war.⁴⁰

Dass das Material seinen Zweck erfüllt, daran lassen die Zerstörungsleistungen der Legion Condor in den folgenden Jahren keinen Zweifel. Am 28. Juli 1936, nach überraschend erfolgreicher Mission, ist Johannes Bernhardt wieder in Tétouan. Von nun an wird der deutsche Geschäftsmann und überzeugte Nationalsozialist zum unsichtbaren Rädchen, das die Kriegsmaschine der spanischen Militärs erst richtig in Gang bringt.

Gleich danach beginnt das «Unternehmen Feuerzauber». Am 31. Juli macht sich am Lehrter Bahnhof in Berlin eine Fliegerinheit auf den Weg. Die jungen deutschen Männer sind in Zivil, denn das Unternehmen unterliegt strengster Geheimhaltung. Die Gruppe nennt sich «Reisegesellschaft Union», getarnt wird das Ganze als angeblich von «Kraft durch Freude» organisiertes Ferienprogramm – fast wähnt man sich auf einem Herrenausflug. Später schildert ein Mitglied der Legion Condor die Sache in entsprechendem Ton: beste Stimmung, große Neugierde, nur der lange Flug hätte nicht sein müssen, aber man will keine überzogenen Ansprüche stellen.⁴¹

Zu den ersten ausgewählten Freiwilligen, die per Schiff nach Cádiz

gebracht werden, zählt der deutsche Fliegeroffizier Max Graf Hoyos. Er erhält 200 Reichsmark, um sich neu einzukleiden und keinen Verdacht zu erregen. «Ihre Uniform bleibt hier nebst allem, was Sie als deutschen Soldaten verraten kann», wird ihm gesagt. «Unterschreiben Sie diesen Zettel, dass Sie niemandem auch nur ein Wort sagen!» Trotz Geheimhaltung der Aktion ist der Andrang unter den Freiwilligen groß. Der Chef des Stabes der Legion Condor, Wolfgang von Richthofen, schreibt später voller Begeisterung, schon das bloße Gerücht, «sich irgendwie und irgendwo für das Reich im Kampfe mit Tod und Leben einsetzen zu können», habe genügt, um zahlreiche Meldungen eingehen zu lassen.

Doch die Legionäre reisen nicht nur in ein ihnen unbekanntes Land. Sie kennen auch weder die Dauer noch den genauen Charakter ihres Auftrags. Nicht einmal ihre nächsten Angehörigen dürfen wissen, wo sie sind und was sie dort treiben.⁴² Andererseits winken ihnen eine hohe Bezahlung, der Reiz des Abenteuers und hervorragende Aufstiegschancen. Um ihre eigene Wichtigkeit zu betonen, nennen die deutschen Flieger sich «Francos Feuerwehr».⁴³

Die erste deutsche Lieferung mit leichten Panzern und Flugabwehrgeschützen trifft schon am 1. August 1936 ein, dem Eröffnungstag der Olympischen Spiele in Berlin. Bis Mitte Oktober schaffen deutsche Flugzeuge mehr als 13 000 Mann und große Mengen Kriegsmaterial über die Meerenge nach Sevilla und Jerez de la Frontera.⁴⁴ Da Hitler unter den spanischen Generälen Franco für den fähigsten und skrupellosesten hält, geht die deutsche Waffenhilfe direkt an ihn.⁴⁵ Vom Südwesten Andalusiens aus, so der Plan der Rebellen, soll Spanien nordwärts aufgerollt werden wie ein Teppich. Das wichtigste Ziel ist die Einnahme Madrids. Johannes Bernhardt hat mitgeholfen, die größte militärische Luftbrücke aller Zeiten aufzuziehen.

Das große Töten hat begonnen

Was jetzt beginnt, hat noch niemand zuvor in diesem Land gesehen. Spanien zerfällt in zwei Zonen, zwei eigene Reiche, auch wenn die Grenzen noch unscharf sind und schnell gelernt werden müssen: Denn wer zur Unzeit in der falschen Zone angetroffen wird, kann damit rechnen, erschossen zu werden. Der Dichter Antonio Machado befindet sich bei den Republikanern – sein Bruder Manuel, ebenfalls Dichter, wird vom Aufstand in der Zone der Aufständischen überrascht. Wenige Wochen später schreibt er Lobgedichte auf Franco. Die beiden Brüder, getrennt durch verfeindete Ideologien, werden zu kulturellen Aushängeschildern ihrer jeweiligen Lager.

Viele Jahre später wird der Philosoph Julián Marías – 1936 ein junger Mann – in einem Essay schreiben, niemand habe den Bürgerkrieg *gewollt*. Doch viele hätten gewollt, was ihn ermöglichte: das Land in zwei unversöhnliche politische Lager zu spalten, die andere Seite mit dem Bösen zu identifizieren und den Gegner zu vernichten.⁴⁶

So wird auch das Töten leicht. Das Wort *fusilado* (erschossen, *shot*, *fusillé*) wird unzählige Male gesprochen und geschrieben. Leichen werden ein vertrauter Anblick. Manche werden als Klassenfeind erschossen, als Bourgeois, als Unternehmer oder Kapitalist. Andere als Gewerkschaftler, Lehrerinnen oder Bürgermeister.⁴⁷ Die Opfer der Repression liegen in den Straßen, hingeworfen wie Puppen – Männer, Frauen, Jugendliche. Manchmal bleiben sie als Warnung stundenlang in der Hitze liegen. Manchmal trauen sich die Angehörigen nicht, ihre Toten ins Haus zu holen. In den Großstädten liegen sie in langen Reihen an Sammelstellen, mit riesigen Blutflecken auf der oft ärmlichen Kleidung, daneben die Särge, die man aus Platzmangel stapeln muss. Es sind viel zu viele Tote für so wenige Särge.

Anders, aber nicht weniger brutal, geht es abseits der Städte zu. Dort, wo gerade kein Militär steht oder eine Kriegsfront verläuft, ist Hinterland, und dieses Hinterland ist riesig. Es ist die weite Fläche des spani-

schen Agrarstaats mit seinen abgelegenen Dörfern und Kleinstädten, den miserablen Straßen und einer verschwindend kleinen Zahl von Telefonen. Und dort – auf beiden Seiten – entsteht ein rechtsfreier Raum, der nur noch den Anschein von Legalität bewahrt: Anordnungen werden erteilt, Formulare ausgefüllt, die Amtsstuben sind noch besetzt. Aber die eigentliche Macht geht von den lokalen Institutionen an die bewaffneten Anhänger der politischen Parteien über.

In der Weite der Mancha, 200 Kilometer südlich von Madrid, haben die linken Milizen das Kommando übernommen. Aufgestachelt durch den Putsch, setzen sie revolutionäre Kräfte frei, die ohne den 18. Juli wohl stärker eingeehtet geblieben wären. Sofort beginnen sie mit der Repression gegen den politischen Gegner. Innerhalb weniger Tage ist das soziale Gewebe der Ortschaften zerstört. Jetzt gedeihen Karrieren wie die des sozialistischen Warlords Félix Torres, dessen brutales Regiment erst achtzig Jahre später in der Geschichtsschreibung auftaucht.⁴⁸

«Wiederholtes Töten ist keine Tat», schreibt Wolfgang Sofsky, «sondern eine Tätigkeit, kein einmaliger Akt, sondern eine Aktivität mit allen Merkmalen der Arbeit: Planmäßigkeit, Dauer, Zielgerichtetheit, Sachlichkeit und Routine.»⁴⁹ Auch in Spanien, in den entfesselten Wochen und Monaten im Sommer 1936, bilden sich Gewohnheiten, ja Routinen des Tötens heraus. Und schon nach kurzer Zeit gibt es kein Zurück mehr.

Küsnacht bei Zürich, August 1936

Thomas Mann leidet unter sich und der Welt

Einem nervösen, empfindsamen Schriftsteller wie Thomas Mann ist der eigene Körper näher als das Weltgeschehen. Erst das Unwohlsein und die Kopfschmerzen (das Wetter in diesem Schweizer Sommer ist schwül, der Himmel nicht klar), dazu die entzündete Backenschleimhaut. Dann alles andere, was anfällt. Er ist 61 Jahre alt und empfindet seinen Körper als brüchige Hülle.

Die Lage in Spanien: «undurchsichtig nach wie vor, der Ausgang ungewiss».⁵⁰ Kaum zwei Wochen seit Kriegsausbruch sind vergangen. Hell-

sichtig erkennt Thomas Mann, was ein entscheidender Faktor in diesem Krieg sein wird: die Unterstützung von außen. Er sieht, dass Frankreich auf seine Neutralität achtet, dass Portugal sich auf die Seite der Rebellen geschlagen hat und die englischen Geschäftsleute in der Londoner City um ihre spanischen Investitionen fürchten. Das genügt. Die Nachricht, die in diesen Tagen ihren Weg durch die Weltpresse macht, erreicht auch ihn, er schreibt davon in einem Brief an seinen Bruder Heinrich: Die putschenden Generäle sind bereit, den Kommunismus in Spanien auszurotten, und sollte es die Hälfte der Bevölkerung das Leben kosten.⁵¹ Wer so einen Satz ohne Bedenken einem Journalisten in den Block diktiert – es ist General Franco –, will gewiss beim Wort genommen werden.

Am regnerischen 2. August 1936 entnimmt Thomas Mann einer Pariser Zeitung, dass die Aufständischen vierzehn italienische Flugzeuge erhalten haben. Mit dieser materiellen Hilfe aus dem Ausland, notiert er, «ist die Überwältigung des Volkes sehr wohl möglich. Es wäre ein großes Verbrechen.» Tags darauf vermeldet die Zeitung, Frankreich habe Italien und England zur Neutralität gemahnt. Doch Italien denkt nicht daran. Und England benutzt seine Neutralität nur, um sich dahinter zu verschanzen, denn die Regierung ist entschlossen, den Ereignissen von der Seitenlinie aus zuzuschauen. Es gibt starke antikommunistische Affekte im Land, und obwohl Hitler schon mehr als drei Jahre an der Macht ist, hält sich in konservativen englischen Kreisen eine hartnäckige Deutschenfreundlichkeit.⁵²

In den nächsten Tagen erwähnt Thomas Mann die Ereignisse in Spanien immer wieder, der spanische Krieg treibt ihn um. Schon sieht er die beiden Parteien im «Entscheidungskampf». Aber er irrt sich. Tags darauf, am 6. August, schreibt er: «Der spanische Bürgerkrieg tobt weiter und verwüstet das Land.» Und am folgenden Tag: «Die Vorgänge in Spanien sind ungeheuer skandalös. Ohne ausländische Hilfe wäre die rebellierende Generalsclique schon niedergeworfen.» Das wiederum stimmt.

In manchen Sätzen seines Tagebuchs klingt der Ton des Schriftstellers mühsam kontrolliert und fast nach kommunistischer Parteilinie. Hinter der Verachtung für die rechten spanischen Generäle, die Thomas Mann in diesen Tagen ungefiltert ausdrückt, steht die viel größere Verachtung für das «Scheusal»⁵³ Hitler. Den Hass der Presse auf die spanische Volks-

front findet Thomas Mann «albern und abstoßend», und die Parteilichkeit der *Neuen Zürcher Zeitung* erregt ihn so, «dass man erstaunt ist über die Niedrigkeit». Und weiter: «Gegen das spanische Volk, das um seine Freiheit kämpft, werden von sogenannten Nationalisten Mohrenbataillone und Fremdenlegionen in den Kampf geführt, und es wird von ausländischen Bombern niedergemacht, aber kein Gefühl regt sich gegen ein solches Verbrechen, wo das Interesse der kapitalistischen Weltordnung regiert.»⁵⁴

Nun, Thomas Mann hat selbst im Herzen der kapitalistischen Weltordnung Wohnung genommen, und das Allermeiste daran entspricht ihm. Hier geht er spazieren, führt den Hund aus, genießt die gute Luft und nimmt seine therapeutischen Bäder. Bevor er sich für den Sommerurlaub rüstet, den er mit Heinrich besprochen hat, zieht er im Tagebuch allerdings noch einmal vom Leder. «Heruntergekommenes Europa, das sich hinter einer elenden und lügenhaften Neutralität verschanzt, weil es unfähig ist, sich zu einer würdigen und befriedenden Intervention aufzuraffen.» Und im nächsten Satz: «Die Hinrichtungen und Atrozitäten auf beiden Seiten häufen sich in Spanien.»⁵⁵

Keine Wertung. Eine nüchterne Feststellung: Es ist ein Hauen und Stechen. Beide Seiten begehen unvorstellbare Grausamkeiten und machen sich schuldig. Nicht alle engagierten Schriftsteller hätten diese Einsicht zu Papier gebracht.⁵⁶

* * * *

Robert Capa und Gerda Taro
bebildern den Krieg

Am selben Tag wie Franz Borkenau erreichen auch die Fotografen Robert Capa und Gerda Taro die katalanische Hauptstadt, nachdem sie eine Bruchlandung weit außerhalb Barcelonas unversehrt überstanden haben. Sie sehen ein ähnliches Bild wie der österreichische Soziologe: Die proletarische Revolution hat den bürgerlichen Anstrich der modernsten spanischen Stadt verwandelt. Die Schönheit der Wohnviertel der Bourgeoisie wird zur Fassade, aus der das Leben gewichen ist, weil es nicht mehr wagen kann, sich öffentlich zu zeigen. Jene, die früher ganz unten waren, haben die Straße übernommen. Die Hände radikalisierten Arbeiter umklammern uralte Flinten, über der Brust hängen Patronengurte, und die Kleidung ist ein Mischmasch.

Der blaue Overall der Industriearbeiter wird dabei nicht nur zur Uniform, nach ihm wird kurz darauf die Kulturzeitung *El Mono Azul* benannt, die die «Allianz der antifaschistischen Intellektuellen zur Verteidigung der Kultur» herausgibt. Zunächst erscheint ein einzelnes, großformatiges Zeitungsblatt. In der Woche darauf sind es schon mehrere Seiten mit Artikeln, Aufrufen, Rezensionen und Zeichnungen. Auch Pablo Picasso, Spaniens bekanntester Künstler, steuert von Paris aus Illustrationen bei. Der *Mono Azul* soll dem Geist des Systemkampfes und der Verantwortung aller Kulturschaffenden für die Rettung der Republik eine Stimme verleihen, und es ist kein Zufall, dass sich unter den Herausgebern mit Rafael Alberti an erster Stelle ein Dichter befindet. Jahrzehnte später, fast in einem anderen Leben, werden drei Lyriker und Beiträger des *Mono Azul* unabhängig voneinander den Nobelpreis für Literatur erhalten.⁵⁷

Die Neuankömmlinge Robert Capa und Gerda Taro sind jung, er 22, sie 25 Jahre alt, sie kommen im Auftrag der französischen Zeitschrift *Vu*. Ihr Enthusiasmus, ihr Esprit und ihre umwerfende erotische Ausstrahlung werden ihnen bei ihren Auftritten im Land den Weg ebnen und

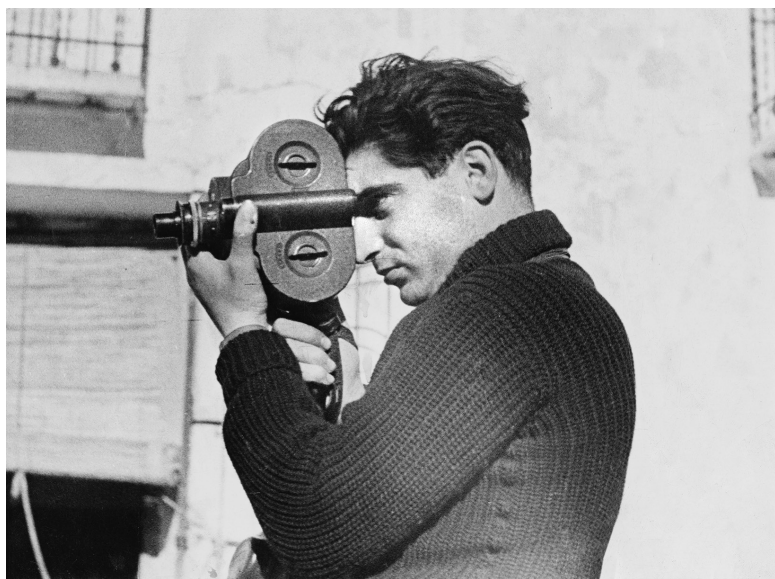
viele Türen öffnen. Capa und Taro gehören zu den Ersten, die aus antifaschistischem Engagement nach Spanien kommen, um ihre Arbeit in den Dienst der Republik zu stellen – oder um Geld zu verdienen, beides stimmt. Aber noch etwas verbindet sie mit den frühesten Verteidigern der Demokratie: Als jüdische Fotografen kennen sie schon seit mehreren Jahren die Repression durch das NS-Regime, vor dem sie gerade noch rechtzeitig nach Frankreich geflohen sind.

Ihre Künstlernamen haben sie sorgfältig gewählt, und sie werden ein untrennbarer Teil ihrer verführerischen Aura. Er ist Ungar, heißt mit bürgerlichem Namen Endre Ernő Friedmann und hat Budapest schon 1931 verlassen, um nach Berlin zu gehen, bevor ihn Hitlers Aufstieg nach Paris treibt. Sie ist Deutsche und heißt Gerta Pohorylle, ist in Stuttgart geboren, in Leipzig aufgewachsen, ebenfalls Antifaschistin und aus denselben Gründen in Paris wie er. Zu seinem Pseudonym hat ihn der gefeierte Hollywood-Regisseur Frank Capra inspiriert, dessen Film *It Happened One Night* 1934 den Oscar für den besten Film erhalten hat. Außerdem ist «Capa» leicht auszusprechen und verschleiert kunstvoll die nationale Identität des Trägers – «der perfekte Name für einen Staatenlosen», wie der Biograf Richard Whelan schreibt.

Capas Partnerin wiederum lässt sich von einem in Paris lebenden japanischen Maler, Tarō Okamoto, inspirieren, aber auch die klangliche Nähe von Gerda Taro zu Greta Garbo wird eine Rolle gespielt haben, die Anmutung von Zauber, Geheimnis und *femme fatale*. In den ersten Kriegswochen bietet die kleine, wendige Gerda Taro mit ihren fein gezupften Augenbrauen, der modischen Kurzhaarfrisur und der für spanische Verhältnisse geradezu mondän geschnittenen Pariser Kleidung einen ungewöhnlichen Anblick: Sie fällt überall auf.

Für ihren Partner ist die Namensmaskerade identitätsstiftend. Seit seiner Romanze mit Gerda Taro, die von der Laborgehilfin zur Capa-Managerin, dann zur Geliebten und schließlich zur eigenständigen Fotografin wird, ist aus dem Jungen aus Budapest fast ein Herr geworden, «gewaschen, gereinigt und gebügelt», ein Mann mit Stil und einem vernünftigen Haarschnitt: die Marke Robert Capa.⁵⁸

Paris ist für viele Intellektuelle und Künstler, die nach Spanien gehen, der Ausgangspunkt, ökonomisch wie kulturell. In den billigen Ho-



Robert Capa, fotografiert von Gerda Taro, 1937.

tels der Rive Gauche wohnen Flüchtlinge aus Deutschland und zahlreichen Ländern Osteuropas, die Gestrandeten der europäischen Radikalisierung und mutmaßlich ihre ersten Opfer – Juden, linke politische Flüchtlinge, Heimatlose. Als Robert Capa noch «André» hieß (statt Endre), brachte er seine Kamera gelegentlich in dasselbe Pfandleihhaus auf dem Boulevard de Port-Royal, in das auch der mittellose Schriftsteller George Orwell in der Pariser Zeit seine vorübergehend entbehrlichen Sachen trug.

1933 geht Capa in Paris auch zu Versammlungen des «Schutzverbands Deutscher Schriftsteller im Exil» (SDSE), den der deutsch-jüdische Journalist Alfred Kantorowicz mitbegründet hat. Die Mitglieder dieses Klubs – der Ungar Arthur Koestler und die deutschen Schriftsteller Egon Erwin Kisch, Gustav Regler und Bodo Uhse, allesamt Kommunisten wie Kantorowicz – werden im Lauf des Jahres 1936 nach Spanien aufbrechen und auf die eine oder andere Weise für die Republik kämpfen. Capas wichtigste Pariser Begegnung neben Taro ist David Shymin, genannt «Cim», ein vielseitig begabter und quicklebendiger polnischer Fotograf, mit dem

ihn eine lebenslange Freundschaft und berufliche Partnerschaft verbinden wird.⁵⁹

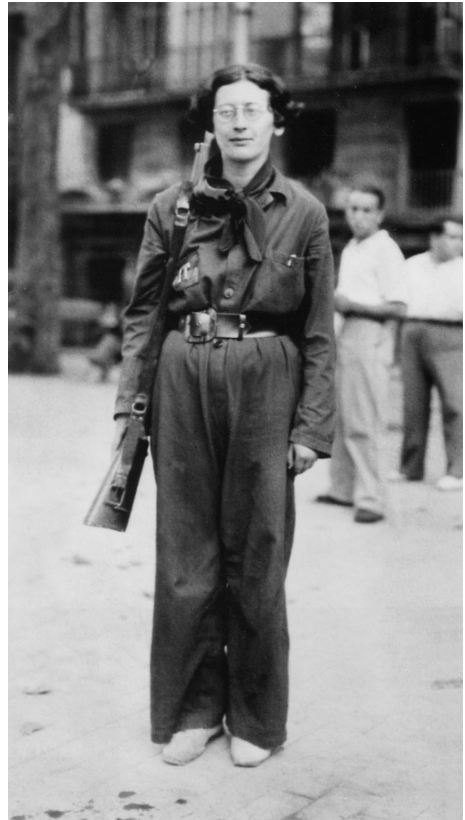
Es dauert nicht lange, da haben Capa und Taro in Barcelona herausragende Motive gefunden, die weit über den unmittelbaren Anlass hinausgehen. Sie fotografieren den jugendlichen Optimismus der Revolution, die sich bewaffnet und der Sonne entgegenzieht. Sie fotografieren Menschen auf den Straßen, spielende Kinder, in requirierten Autos umherrasende Milizionäre und niedergebrannte Kirchen, und selbst die bedenkenlose Zerstörung durch den radikalen Mob wird in dieser Aufbruchsstimmung zu einer neuen Botschaft, die kaum jemanden beunruhigt. In den ersten Tagen von Barcelona beginnt die Aufladung der Bilder mit Propaganda und damit das Verschweigen der dunklen Seite: der Repression und umstandslosen Liquidierung Andersdenkender.

Abfahrende Soldaten am Bahnhof, die ihre hübschen Frauen küssen: Es sind klassische Bilder eines Krieges, der noch jung ist, lange bevor er zäh, elend und schmutzig wird. Besonders werbewirksam sind die Aufnahmen, die das Paar am Strand von Barcelona macht: kommunistische Frauenmilizen beim Drill mit der Waffe, jung, attraktiv, gefährlich. Noch heute haben Taros Bilder der Milizionärinnen eine utopische Energie, der man sich schwer entziehen kann.

Barcelona, 9. August 1936

Eine Brillenträgerin an der Front

Simone Weil gehört zu den allerersten, die zum Kämpfen nach Spanien fahren. Sie wartet nicht, spekuliert nicht, sichert sich nicht ab, sondern stürmt voran, wie sie es im Leben nun einmal macht: offen und kompromisslos. Früh politisiert und in der anarchistischen Bewegung Frankreichs engagiert, Fabrikarbeiterin bei Renault, anspruchslos wie eine Bettlerin, hat die 1909 geborene Tochter großbürgerlicher jüdischer Eltern durch Besuche in Deutschland früher als andere die Gefahr des Faschismus erkannt. Als die Nationalsozialisten im März 1933 eine Mehrheit von 288 Sitzen im Reichstag gewinnen und zahlreiche Mitglieder linker Par-



Simone Weil in der blauen Uniform
der Milizionärinnen, 1936.

teien aus Deutschland fliehen müssen, bringt Weil bei ihren Eltern in Paris mehrmals Genossen der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP) unter, eines radikalen SPD-Ablegers, dem im Oktober 1931 auch der siebzehnjährige Willy Brandt beigetreten ist. Die Genossen benehmen sich nicht immer vorbildlich, aber die Eltern sind langmütig, und sie kennen das gute Herz ihrer Tochter. Es ist außerdem ein enorm störrisches Herz. Und ein paar Handbreit höher arbeitet ein ungewöhnlicher Verstand.

Simone Weil ist eine versierte Theoretikerin, die keiner Diskussion aus dem Weg geht. Mit kaum 23 liefert sie scharfsinnige Analysen der politischen Situation in Europa, deren Gravitationszentrum die Frage der

sozialen Gerechtigkeit ist. Eben deshalb kritisiert sie die deutsche KPD, die vor Hitler eingeknickt ist. «Zum zweiten Mal in weniger als zwanzig Jahren», schreibt sie in einer politischen Zeitschrift, «hat das am besten organisierte, das mächtigste, fortgeschrittenste Proletariat der Welt, das Proletariat Deutschlands, widerstandslos kapituliert.» So nahe sie sich dem Kommunismus wegen seines Gleichheitsideals fühlt, so schonungslos geht sie mit seiner Verwirklichung in der Sowjetunion ins Gericht. Die Erbin der russischen Revolution, schreibt sie, sei nicht das russische Proletariat, «sondern die Staatsbürokratie». ⁶⁰

Als in Frankreichs Nachbarland der Bürgerkrieg ausbricht, zögert Simone Weil nicht und fährt mit dem Zug nach Barcelona. Ihre Eltern reisen ihr nach – die Tochter weiß davon – und halten sich ebenfalls in Katalonien auf. Weil schafft es durch einen Kontakt zu den spanischen Anarchisten, sich zur Kolonne des legendären Buenaventura Durruti an die Front von Aragonien vermitteln zu lassen. Wann immer es geht, schickt sie ihren Eltern beschwichtigende Postkarten, denen kaum etwas zu entnehmen ist. «Liebe Eltern, bitte seid vollständig beruhigt», schreibt sie am 10. August 1936. Am 11. August: «Liebe Familie, es läuft. Alles ist überaus ruhig.» Die Gefahr sei «wirklich gleich null». ⁶¹

Das trifft halbwegs zu, solange sie in Barcelona bleibt. Doch es ändert sich, zumindest in ihrem subjektiven Erleben, als sie zur Durruti-Kolonnie stößt. Hier wird viel vom Töten gesprochen und die Möglichkeit des eigenen Todes einkalkuliert. Sie erfährt von Erschießungen, die sie verstören. Von dem jedoch, was der Krieg konkret von ihr fordert, ist sie gelangweilt. Die Gruppe von Milizionären, zu der sie gehört, sichert das Gelände, ohne dass der Feind überhaupt zu sehen wäre. Setzt über den Ebro. Befragt in einer einsamen Gegend eine eingeschüchterte Bauernfamilie. Pirscht sich an ein Haus heran, um zu sehen, ob dort der Feind sitzt.

Schnell haben ihre Kameraden erkannt, dass Simone Weil körperlich ungeschickt ist und schlecht sieht. Als die Gruppe plant, eine Bahnlinie zu sprengen, muss sie ihre Kameraden bestürmen, sie mitzunehmen, sie sei «nicht als Touristin oder Beobachterin nach Spanien gekommen». Auf dieser Tour, kurz vor der abermaligen Befragung derselben Bauernfamilie, sagt der Anführer zu Simone vor versammelter Mannschaft: «Du, ab in

die Küche.» Möglich, dass der Anführer sie vor der Gefahr schützen will, das jedenfalls vermutet Weils Biografin. Simone fügt sich.

In ihrem stenogrammartigen Spanien-Tagebuch ist diese Episode in einiger Ausführlichkeit zu lesen, ansonsten liefert es Beobachtungen zur sozialen Lage der Menschen, die sie trifft, Militärs, Campesinos, was sie denken, was sie sich erhoffen, was sie stört.⁶² Wenig daran entspricht den Fortschrittstheorien, mit denen sie sich bis dahin beschäftigt hat. Vielmehr konfrontieren sie die Antworten, die sie sich notiert, mit Egoismus und bitterer Armut. Und wenig Klassenbewusstsein. Am 18. August, auch das steht im Tagebuch, erhält sie endlich ein Gewehr.

Später wird sie erklären, sie habe auf niemanden damit geschossen, und hätte sie es tun müssen, dann hätte sie wegen ihrer starken Kurzsichtigkeit wohl niemanden getroffen. Die Komik der Bemerkung verhüllt nicht den tiefen Zwiespalt, dem Simone Weil bei der anarchistischen Miliz ausgesetzt ist: im Zweifelsfall töten zu müssen, denn der Gegner – das haben die ersten Wochen des Bürgerkriegs in erschreckendem Ausmaß gezeigt – tötet auch.

Am 19. August, immer noch auf dem rechten Ebro-Ufer, bringen die Küchenkräfte, zu denen auch Simone Weil gehört, in einer riesigen Bratpfanne Speiseöl zum Sieden. Die Pfanne auf der Glut ruht in einem Erdloch, damit der Lichtschein nicht zu sehen ist. In diese große Pfanne mit heißem Öl tritt versehentlich die kurzsichtige Simone Weil. Sie erleidet schwere Verbrennungen am Spann und am Unterschenkel. Man bringt sie fort, doch am Abend ist sie wieder da, mit einem Verband, aber höllischen Schmerzen. Ihr klappern die Zähne.

Damit ist der Krieg für sie zu Ende. Es ist der 20. August. Sie war keine zehn Tage bei den Milizen. Bis sie ihre Eltern aufspürt oder ihre Eltern sie, wandert sie von einem Krankenhaus zum anderen, wird medizinisch schlecht versorgt und läuft sogar Gefahr, ihr Bein zu verlieren. So vergehen Wochen. In Barcelona treffen sie und die Eltern sich schließlich wieder. Ihr Vater, ein Internist, sieht sich ihr Bein an und sagt: Bloß weg hier. Am 25. September überqueren Dr. Weil, seine Frau und ihre Tochter Simone die spanisch-französische Grenze.

Das Massaker in der Stierkampfarena

Während die ersten Wochen auf der Seite der Republik Unruhe säen und für größte Verunsicherung sorgen, zeigen sich die Aufständischen in absoluter Geschlossenheit. Sichtbares Zeichen dafür ist ein Foto, das die *Berliner Illustrierte Zeitung* ihren Lesern, welche die Namen spanischer Militärs gewiss noch nie gehört haben, groß auf dem Titelbild präsentiert: Francisco Franco und Emilio Mola Arm in Arm, aufgenommen im Profil, auf dem Weg irgendwohin, vielleicht auch auf einem Balkon vor Anhängern. Dies sind Franco, der General der Südmarmee, wie die Zeitung vermeldet, und Mola, der General der Nordarmee. Die Aufnahme zeigt die beiden Militärs als Kumpel mit einem gemeinsamen Ziel. Selbstverständlich überragt der große Mola den kleinen Franco deutlich; wie wenig das zu sagen hat, werden die folgenden Wochen zeigen.⁶³

Nachdem die Stadt Mérida am 10. August in die Hand der Rebellen gefallen ist, folgt vier Tage später Badajoz, tief in der Extremadura nahe der portugiesischen Grenze. Darum kümmert sich Hauptmann Juan Yagüe mit seinen Fremdenlegionären und den marokkanischen Truppen. Erst werden die Stadtmauern bombardiert, dann folgen der Sturm und das haltlose Wüten der Truppen in den Straßen: Plünderung, Vergewaltigung, Abschlagen. Die Losung des «Direktors» Emilio Mola, extreme Gewalt anzuwenden und dadurch die Moral des Gegners im ganzen Land zu treffen, wird in Badajoz auf furchterregende Weise umgesetzt.

Der amerikanische Journalist Jay Allen, der im Auftrag der *Chicago Tribune* im Gebiet der Aufständischen unterwegs ist, kommt neun Tage später aus der portugiesischen Grenzstadt Elvas nach Badajoz. Er fährt mit portugiesischen Freunden, in der Hoffnung, nicht als Journalist entdeckt zu werden. Zuerst zur Stierkampfarena, denn jeder spricht davon. Auch neun Tage danach werden dort noch Gruppen von Linken ermordet, inzwischen in feierlichen Erschießungen mit Musik und vor 3000 Zuschauern. Später sieht Allen auf der Straße zwei Falangisten, die einen jungen Arbeiter packen, während ein dritter ihm das Hemd öffnet,

um zu prüfen, ob an der Schulter die Blutergüsse des Rückstoßes vom Gewehrkolben zu sehen sind. Der Arbeiter hat Pech. Auch eine Woche später sind die verräterischen Spuren noch zu erkennen. Also heißt es: «Ab in die Arena mit ihm.»

Das Schlimmste ist das Massaker nach der Einnahme der Stadt, von dem wieder und wieder erzählt wird. «Noch heute diskutiert man über seine Größenordnung», schreibt der Historiker Pierre Vilar, «nicht jedoch über seine Abscheulichkeit.»⁶⁴ Der süßliche Blutgeruch hängt auch eine Woche danach noch in den Straßen. Massenhaft wurden Festgenommene, darunter auch Frauen, mit erhobenen Armen in die Stierkampfarena getrieben. Dort warteten die Maschinengewehre auf sie. Ströme von Blut fließen, als 1800 Menschen innerhalb von zwölf Stunden niedergeschossen werden. «In 1800 Körpern», schreibt Allen, «steckt mehr Blut, als man sich vorstellen kann.»⁶⁵

In den folgenden Wochen gehen die schauerlichen Nachrichten von den Gewaltexzessen in der Extremadura um die Welt. Die Aufständischen nehmen kein Blatt vor den Mund und posaunen ihre Strategie des Terrors, der den Widerstand der Bevölkerung brechen soll, ohne Bedenken hinaus. Ein Oberst erklärt gegenüber dem *Toronto Star*, die Ordnung im Land sei erst wieder hergestellt, «wenn wir zwei Millionen Marxisten hingerichtet haben».⁶⁶

Granada, 18. August 1936

Weißes Hemd, locker gebundene Schleife:
Lorca Tod

Ein Besuch bei seiner Familie hat für Federico García Lorca – den Mann, den die Angst in seine andalusische Heimat getrieben hat – bis dahin immer heilende Kräfte gehabt. Dies ist sein Granada, die Quelle seiner Inspiration und der Stoff, aus dem seine *Zigeunerromane* sind. Er hat Freunde in der Stadt, man kennt ihn hier. Das Ambiente hat sich allerdings radikalisiert, und bei vielen Angehörigen der tonangebenden Kreise von Granada ist der Dichter verhasst. Es ist erst wenige Wochen

her, dass er das rechte Establishment seiner Heimatstadt in der Presse als «erbärmlichste Bourgeoisie Spaniens» bezeichnet hat. So etwas merkt man sich.

Als am 18. Juli die Erhebung der Militärs in ganz Spanien ausbricht, spiegelt die Provinzhauptstadt Granada im Kleinen die Konfusion im ganzen Land. Der frisch gewählte Bürgermeister Manuel Fernández-Montesinos, der Mann von Lorcass Schwester Concha, und der ebenfalls frisch entsandte Zivilgouverneur Granadas vertrauen darauf, dass die Offiziere in der Stadt loyal bleiben. Deshalb werden den Arbeitern und Mitgliedern der linken Parteien und Gewerkschaften keine Waffen ausgehändigt. Doch am 20. Juli putscht die Garnison, nimmt in den nächsten Stunden alle Amtsträger gefangen und ruft das Kriegsrecht aus. Mit diesem Augenblick bricht die öffentliche Ordnung zusammen, und das Feld ist frei für die paramilitärischen Gruppen der Rechten, die nach Gutdünken ihren eigenen Säuberungskrieg führen.

Weil Granada zwar in Rebellenhand, doch von regierungsloyalen Gebieten umgeben ist, wüten die Todesschwadronen in der Stadt mit besonderer Grausamkeit. Gefangene müssen ihre eigenen Gräber ausheben, werden an die Wand gestellt und liquidiert. Die katholische Zeitung *Ideal* berichtet von täglichen Exekutionen auf dem Friedhof.

Dem Dichter wird es im Haus seiner Eltern zu gefährlich, und er flieht zu seinem Dichterfreund Luis Rosales, Sohn einer konservativen Familie, der seit einiger Zeit in der Falange Karriere macht.⁶⁷ Es stellt ein beträchtliches Risiko für Rosales dar, in Granada einen «Roten» in sein Haus aufzunehmen, aber seine ganze Familie zieht mit. Hier verschanzt sich Lorca vor möglichen Feinden, hört Radio, liest Bücher und das Hausblatt *Ideal*. In sein Zimmer hat die Familie ein Klavier stellen lassen, damit er seine überhitzten Nerven durch Musik entspannen kann.

Dann, am 16. August vor Sonnenaufgang, wird Lorcass Schwager, der sozialistische Bürgermeister Manuel Fernández-Montesinos, erschossen. Mit ihm zusammen sterben 29 weitere Linke. Die Terrorgruppen der Stadt haben Namenslisten angelegt, fragen herum und suchen systematisch die Häuser ab. Jetzt packt den Dichter die Todesangst.

Am selben Nachmittag umstellen Polizeikräfte das Haus der Familie Rosales. Sie verhaften Lorca und bringen ihn ins Zivilgouvernement von

Granada. Der Mann, der die Verhaftung leitet, fabuliert, Lorca sei ein russischer Spion und habe «mit seiner Feder mehr Unheil angerichtet als andere mit ihren Gewehren». Er müsse dazu verhört werden. Die Proteste seiner Gastgeber nützen nichts.

Lorca, der sich bei der Ankunft seiner Feinde im zweiten Stock des Hauses befindet, dürfte die lauten Stimmen an der Haustür gehört und durch sein Fenster auch die Wachtposten auf den umliegenden Dächern gesehen haben. Jetzt bricht er zusammen, zittert und weint. Irgendwann begreift er, dass er keine andere Wahl hat. Er macht sich fertig zum Gehen: dunkelgraue Hose, weißes Hemd, locker gebundene Schleife, die Jacke über dem Arm. Eine elegante Erscheinung. Ein Künstler, der sich etwas schuldig ist. Schon als sehr junger Mann hat er sich mit besonderer Eleganz gekleidet.

Hat er noch wahrgenommen, wie heftig seine Freunde für ihn kämpfen? Seiner Gastgeberin sagt er zum Abschied: «Ich gebe dir nicht die Hand, denn du sollst nicht denken, dass wir uns nicht wiedersehen.»

Lorca verbringt die nächsten beiden Tage im Zivilgouvernement von Granada, in einem Zimmer mit Tisch, Tinte und Schreibpapier. Mehrmals bringt ihm die Dienerin seines erschossenen Schwagers etwas zu essen. Alle Versuche der Familie Rosales, ihn freizubekommen, sind fruchtlos, aber zwischen dem 16. und 18. August ist Außenstehenden noch längst nicht klar, dass es im Fall Lorca weder eine juristische Untersuchung noch ein Gerichtsverfahren geben wird. Die Anklageschrift, mit der der Zivilgouverneur von Granada herumwedelt, umfasst zwei bis drei maschinengeschriebene Seiten – «subversiver Schriftsteller», Kontakt zu den Russen, homosexuell und so weiter, darunter grobe Falschinformationen. Nicht, dass es darauf noch ankäme.

Die letzte Nacht seines Lebens ist mondlos. Lorca verbringt sie in einem ehemaligen Ferienheim für Schulkinder neun Kilometer außerhalb Granadas, das zu einem Gefängnis für politische Gegner umfunktioniert worden ist. Der Ort heißt Víznar und liegt am Fuß eines Bergzugs. Bis zum Nachbarort Alfacar, nach dem die Sierra benannt ist, zieht sich ein Olivenhain. Der Blick ist malerisch, poetisch. Schwer vorstellbar, Lorca habe ihn nicht wahrgenommen. Am Morgen des 19. August 1936, zwischen den Dörfern Víznar und Alfacar, wird Federico García Lorca er-

schossen, mutmaßlich mit mehreren Kugeln. Das Ressentiment, das schließlich in Mordlust umschlug, richtete sich auch gegen seine Homosexualität.

Auf seinem letzten Gang ist Lorca nicht allein. Zusammen mit ihm werden ein Grundschullehrer und zwei anarchistische Banderilleros ermordet. Die Leichen der vier Männer verschwinden in einer Grube – laut Aussage des Totengräbers, der kein Profi in seinem Beruf war, übereinandergelegt. In dieser idyllischen Landschaft sind in den ersten vier Kriegswochen schon 280 Menschen erschossen worden. Die Kenntlichmachung der Grabstätte eines berühmten Dichters liegt nicht im Interesse der Täter.

Lorcas Leiche ist bis heute nicht gefunden worden.

Lissabon und Sevilla, 22. August 1936

Der kommunistische Journalist Arthur Koestler reist zu den Rebellen

Arthur Koestler muss sich oft gefragt haben, wie er in diesen Schlamm hineingeraten ist. Aber der Journalist und Schriftsteller, 31 Jahre alt, geboren 1905 in Budapest als Sohn eines jüdischen Industriellen, hat einfach immer wieder Ja gesagt, weil die Aufgaben ihn reizten. Ja zum kommunistischen Politiker und Medienunternehmer Willi Münzenberg, der ihm im Sommer 1936 in Paris vorschlägt, Belege für die Einmischung von Hitlers und Mussolinis Streitkräften in den Spanischen Bürgerkrieg zu finden. Ja zum kommunistischen Außenpolitikredakteur Norman Cliff, der bereit ist, ihn als Korrespondenten des liberalen britischen Blatts *News Chronicle* ins spanische Rebellengebiet zu schicken. Und Ja zu seiner eigenen Unruhe, die ihn von einem Abenteuer ins andere treibt.

Doch diesmal ist das Abenteuer lebensgefährlich. Denn nicht jeder trägt als Mitglied der Kommunistischen Partei ein Empfehlungsschreiben an einen rechten spanischen General bei sich, der täglich reihenweise Menschen erschießen lässt. «Wenn Arturo ein Faschist wird, braucht er einen anständigen Anzug», hat Münzenbergs rechte Hand Otto Katz in

Paris zu ihm gesagt und gleich Vorkehrungen mit London getroffen. Und Münzenberg setzt noch einen drauf: «Glaubst du, mit 200 Pfund kommst du aus?»⁶⁸

Koestler schwindelt bei dem Gedanken an solche Summen.

Am 22. August 1936 schiffte Koestler sich nach Lissabon ein. Zum ersten Mal seit längerer Zeit sieht er respektabel aus. Erst bei der Einreise bemerkt er, dass sein Pass abgelaufen ist, aber man lässt ihn durch unter der Bedingung, dass er sich gleich im ungarischen Konsulat meldet. Kurioserweise ist der ungarische Honorarkonsul in Lissabon kein Ungar, sondern ein großer, jovialer Däne, und er versorgt den Journalisten nicht nur mit einem neuen Ausweisdokument, gültig für ein Jahr, sondern reicht ihn auch gleich an rechtsgerichtete Kreise in Lissabon weiter, unter anderem an Nicolás Franco, den Bruder des aufständischen Generals. Am Abend stößt man im Kasino von Estoril auf das Gelingen des Aufstands an, der sich in einen Bürgerkrieg verwandelt hat. Jetzt kennen sie ihn also, Arthur Koestler, Freund der rechten Rebellen, auf dem Weg in die spanische Rebellenzone, um über den Fortschritt des Krieges zu berichten. Es ist ein Albtraum.

Was seinen journalistischen Auftrag angeht, hat er längst genug Beweise zusammen. Portugal steht auf der Seite Francos, Deutschland nicht weniger. In Sevilla sieht Koestler deutsche Flieger in der weißen Uniform der spanischen Luftwaffe, und dass es sich um Deutsche handelt, erkennt er spätestens an dem kleinen aufgenähten Hakenkreuz auf der Brust. Auch General Gonzalo Queipo de Llano, der ihn in der Kaserne von Sevilla zum Interview empfängt, lässt eine Bemerkung über deutsche Waffenhilfe für die Aufständischen fallen. Die Sache ist klar.

Aber Koestler hat noch immer nicht genug. Er geht ins Hotel Cristina, wo die deutschen Militärs untergebracht sind. Dort kommt es zu einer gefährlichen Szene. Koestler glaubt nämlich, ein misstrauischer Richter habe ihn erkannt, ihn, den Kommunisten, der sich ohne Not in diese Mausefalle begeben hat. Der Mann, der ihn erkennt, ist niemand anderes als der Sohn des Dramatikers August Strindberg. Kurz darauf kommt Luis Bolín dazu, Francos schneidiger, leicht aufbrausender Pressechef, vormals Botschafter in London, wo er gute Verbindungen zu deutschenfreundlichen Kreisen gepflegt hat. Koestler wird von Panik ergrif-

fen, und in dieser Panik macht er eine Szene, sagt, er sei von Strindbergs Sohn beleidigt worden und bestehe auf einer Entschuldigung – worauf Bolín poltert, man befinde sich im Krieg, und so ein Zank unter Journalisten sei ihm völlig egal!

Überhastet macht Koestler sich aus dem Staub. Doch er muss fürchten, bei allen weiteren Unternehmungen unter Verdacht zu stehen. Von nun an hat ihn das, was er seine klinische Angstneurose nennt, fest im Griff. Er lässt sich zu Queipos Hauptquartier fahren und unter einem Vorwand eilig mit Ausreisepapieren versehen, schnappt sich im Hotel seine Sachen und ist schon kurz darauf in Gibraltar. In Sicherheit!

Eine Stunde nach seinem Grenzübertritt stellen die Aufständischen den Haftbefehl gegen ihn aus. Wäre er als Spion in die Hände der Rechten gefallen, hätte das seinen sicheren Tod bedeutet.

Madrid, 1. September 1936

Lorcas Freund kann es nicht glauben

Carlos Morla Lynch, einer der engsten Freunde Federico García Lorcas, erfährt es an diesem Tag. So lange braucht die Nachricht von der Ermordung des Dichters in Granada, um in die Hauptstadt zu gelangen. Natürlich wird über so etwas geredet und getuschelt, aber hinausposaunt wird es nicht. Die Tat war ja kein Befehl von oben, sondern eine Entscheidung mit lokalpolitischem Hintergrund, überdies ein schwerer PR-Fehler, von dem sich die Aufständischen rasch distanzieren. Zwölf volle Tage liegen zwischen der Ermordung und der Ankunft der Nachricht in Madrid. Carlos Morla, Angestellter der chilenischen Botschaft, überschreibt seinen Tagebucheintrag jenes 1. September 1936 mit einem zusätzlichen Wort, wie er es in seinem Tagebuch sonst nie tut: «Federico!»⁶⁹

An jenem Dienstag ist er in Madrid schweren Herzens auf die Straße gegangen, weil ein Freund, der im Gefängnis sitzt, sein Kind verloren hat. Auf der Plaza Mayor lässt er sich die Schuhe putzen. Er will dem letzten *limpiabotas*, der hier noch anzutreffen ist, etwas zu verdienen geben – die Revolution braucht keine sauberen Schuhe, scheint es, und in

Barcelona hat die Regionalregierung sogar vom Tragen von Hüten abgeraten. Man wird leicht erschossen in diesen Tagen, wenn man es mit der bürgerlichen Distinktion übertreibt. Carlos Morla sitzt auf dem erhöhten Stuhl, der Schuhputzer macht sich mit seinen Tinkturen am Leder zu schaffen, da rasen Zeitungsjungen an ihnen vorbei und brüllen es heraus: «Federico García Lorca!!! Federico García Lorca!!! In Granada erschossen!!!»

Carlos Morla empfindet es wie einen Hammerschlag. Es rauscht in seinen Ohren, sein Blick vernebelt sich, und er packt die Schulter des jungen Schuhputzers. Er wird ihm seine Geldstücke zugesteckt haben, auch wenn er es im Tagebuch nicht erwähnt, denn jetzt muss er sofort weg, er muss laufen, er muss rennen, aber wohin? «Von hierhin nach dorthin, wie ein Wahnsinniger ... und die ganze Zeit wiederhole ich automatisch: ›Nein, nein. Es stimmt nicht, es stimmt nicht!‹» Ich frage und frage, ich befrage jeden, der mir über den Weg läuft ... Und niemand weiß etwas.»

Federico und Carlos haben sich sieben Jahre zuvor in Madrid angefreundet, und schnell gehört der chilenische Diplomat – zehn Jahre älter als Federico und seinerseits Sohn eines Diplomaten und Politikers – zum Dichterkreis um Lorca. Schon 1929 hat er völlig begeistert von der Magie geschrieben, die sein Freund ausstrahlt, wenn er sich ans Klavier setzt und spanische Lieder singt, von der «unendlichen Zärtlichkeit» dieser dichterischen Sensibilität. Als Lorca im November 1929 von New York aus an den «allerliebsten Carlos» schreibt, schickt er ihm «von ganzem Herzen eine sehr große Umarmung und ein ›Ich vergesse dich nicht‹».70 Morla fühlt sich geehrt und privilegiert, dieses außergewöhnliche Wesen zu kennen. Niemand spielt in seinem Tagebuch eine wichtigere Rolle als Lorca.

Es dauert nicht lange, da schreiben Loras Freunde und Kollegen die ersten Elegien auf den Ermordeten. Die berühmteste, «Das Verbrechen geschah in Granada», stammt von Antonio Machado, der schon Verse geschrieben hat, als manche aus der «Generation von 27» noch nicht einmal geboren waren. Die erste Strophe – alle drei enden auf dem Wort «Granada» – betonen den ungeheuerlichen Umstand, dass der Dichter ausgerechnet in seiner andalusischen Heimatstadt, in die er sich geflüchtet hatte, getötet wurde.

*Man sah ihn gehen zwischen Reihen von Gewehren
durch eine lange Straße
hinauf aufs kalte Feld
noch unter Sternen der Morgendämmerung.
Sie erschlugen Federico
als es Tageslicht wurde.
Das Kommando der Mordgesellen
wagte nicht, ihm ins Gesicht zu blicken.
Alle schlossen die Augen,
beteten: kein Gott kann dich retten.
Im Tode lag Federico,
Blut auf der Stirn, Blei in den Eingeweiden.
Aber die Untat geschah in Granada.
Wisst es – armes Granada! – In seinem Granada.⁷¹*

Bildnachweis

S. 2: © Timm Köll

S. 8: picture alliance/CPA Media Co. Ltd

S. 25: picture alliance/Photo12/Ann Ronan Picture Librar

S. 31: picture alliance/Photo12/Archives Snark

S. 49: Fine Art Images/Heritage Images via Getty Images; Foto: Gerda Taro

S. 51: Photo by Apic/Getty Image

Mit 6 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Geviert, Michaela Kneißl

Umschlagabbildung: Ernest Hemingway (etwas rechts von der Mitte)

mit einer Gruppe von Kriegsberichterstatern in einem spanischen
Schützengraben, während des Spanischen Bürgerkriegs, ca. 1937

© Hulton-Deutsch Collection/CORBIS/Corbis via Getty Images

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Werbemittel-Nr. 259680



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de